

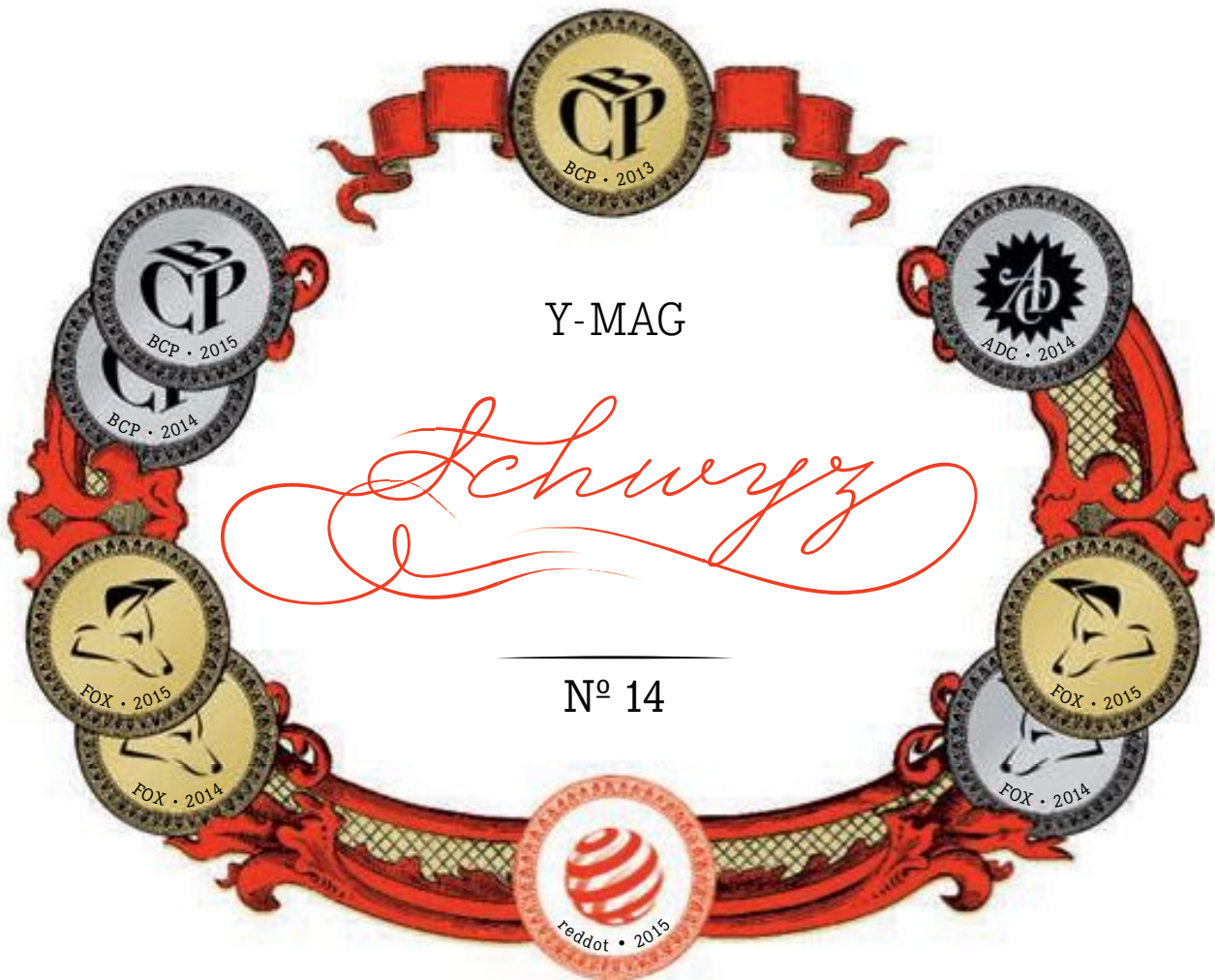


Schwarz

Y

Nº 14

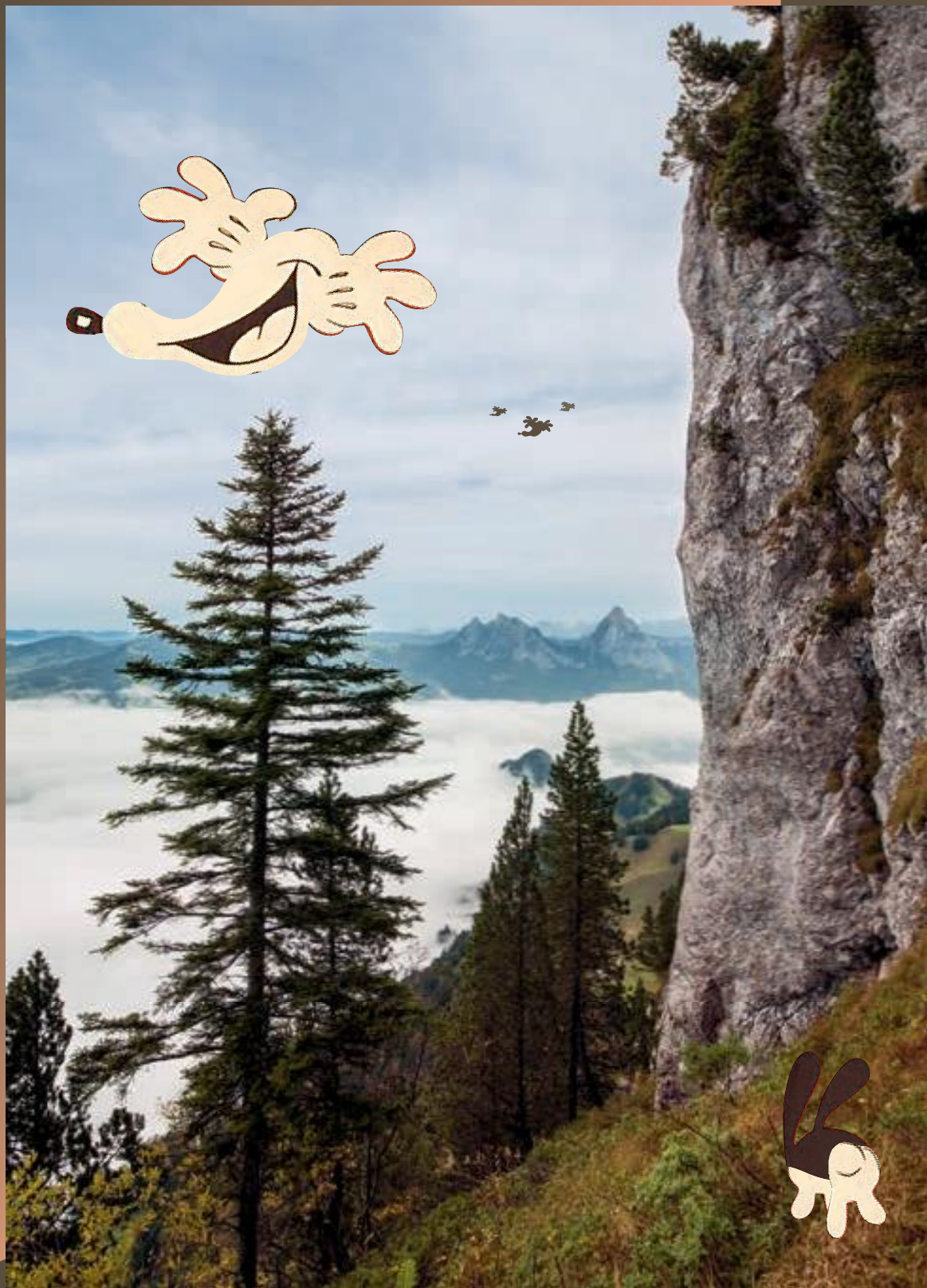
BEST OF CORPORATE PUBLISHING AWARD 2013 IN GOLD
ADC WETTBEWERB 2014 IN SILBER
BEST OF CORPORATE PUBLISHING AWARD 2014 IN SILBER
FOX AWARDS 2014 IN SILBER
FOX VISUALS 2014 IN GOLD
BEST OF CORPORATE PUBLISHING AWARD 2015 IN SILBER
FOX AWARDS 2015 IN GOLD
FOX VISUALS 2015 IN GOLD
RED DOT AWARD 2015
NOMINIERT FÜR DEN GERMAN DESIGN AWARD 2016



Y-MAG

Schweyz

Nº 14



*Auf dem Weg von
der Alp Egg zur Rigi
Hochflue
FOTO: Stefan Zürrer*

LIEBE LESERIN, LIEBER LESER



Andreas Lukoschik

Wenn Hölderlin in seiner Elegie über Schwyz schreibt: »Könnt ich dein vergessen, o Land, der göttlichen Freiheit!«, dann ist damit nicht allein die politische Freiheit gemeint, sondern auch und gerade die Freiheit des Geistes. Diesem freien Geist – und seinen freien Geistern – ist die aktuelle Ausgabe gewidmet.

Ob in Gestalt des Schwyzer Regisseurs Michael Krummenacher, der neun Kollegen aufgefordert hat, ihre Geschichten zum Thema „Heimatland“ zu verfilmen.

Oder des Schwyzers Hans Kennel, der Béla-Bartók-gleich in der Musik seiner Heimat die »Alphorn Polyphonie« entdeckt hat.

Frei ist auch Patrick Hohmann, der Baumwollbauern in Indien und Tansania mit seinem Fair Trade zu mehr Freiheit und Ertrag verhilft – und die gesamte Naturaline von Coop mit ihrer Biobaumwolle versorgt.

Manchmal muss man sich die Freiheit übrigens einfach nehmen. So wie Susann Rieder aus Gersau und ihr Mann Rudolf Stump. Sie lassen das Rotschuo-Areal mit einem Familienhotel neu erstellen. Mit Herz!

Diese Freiheit nimmt sich auch der Knüsel Sepp aus Küssnacht – er hat die Konstruktion seiner ausgezeichneten Traktoren völlig neu erdacht.

Auch Oliver-Konrad Gerbig in Wollerau ist so frei. Weniger wenn er für das »Traumschiff« die Künstler an Bord besetzt, wohl aber auf erfrischende Weise in seinem Herzen und seinem Kopf. Denn das, was er macht, »kann man nur mit Herzblut machen«.

Ebenso wie Pfarrer Reto Müller von St. Martin in Schwyz. Ein Gespräch mit ihm lässt das Herz vor Freude einen Satz machen, weil es einen spüren lässt: Es gibt sie doch, die Idealbesetzung eines Pfarrers. Ihn!

Frei haben sich auch Martin Weiss und Rolf Willi der Schlacht am Morgarten genähert – nämlich in Gestalt eines Comics. Uns hat die Idee so gut gefallen, dass wir sie als Illustrationskonzept aufgegriffen haben. Wenn auch kontrastreich in Schwarzweiss.

Unser neuer Kolumnist ist darüber hinaus so frei, seine kleinen Geschichten über Schwyz in Gestalt des vielgestaltigen Franz Franz zu verfassen. Einem Pseudonym. Denn die Gedanken sind frei! Seine Worte auch.

Und weil man auch Getränke neu denken kann, haben sich Alois Gmür und die Brauerei Rosengarten aus Einsiedeln gefragt, warum denn nur Wein regional speziell sein soll? Ihre Antwort darauf erfrischt die Kehlen.

Wir wünschen allen eine freie Zeit – für eine angenehme Lektüre. 🍷



ACHTUNG:

Wer die wundervollen Fotos unseres Fotografen Stefan Zürcher für sich zuhause als Kalender 2016 aufhängen möchte (DIN A3), kann ihn sich für 35 Fr (+ 7,50 Fr für Transport) bei ihm bestellen:

Zuerrer Design
Hirschistrasse 11
6430 Schwyz

foto@zuerrer.com

Tel: 079 727 32 19

INHALT

SCHWYZ

10 Schwyzer beichten nicht!

Warum Pfarrer Reto Müller seine Schwyzer mag

14 Nichts Halbes und nichts Ganzes!

Kolumnist Franz Franz zu Gast in Brunnen

18 Ohne Respekt keine bessere Welt!

Patrick Hohmann und sein Fair Trade

24 Der Muotataler an sich!

Versuch einer Charakterisierung

28 Oh, Du mein Heimatland!

Michael Krummenacher über Schwyz und das Filmemachen

34 Der Alphorn Polyphoniker!

Hans Kennel und die Kunst der Quarten und Quinten

HÖFE

42 Das kann man nur mit Herzblut machen!

In Wollerau werden die Künstler für das »Traumschiff« gebucht

GERSAU

48 Mit Herz!

Susann Rieder und das Paradieshotel Rotschuo

KÜSSNACHT

54 Und wer hat's erfunden?

Der Knüsel Sepp! Den Rigitrac

58 Die Herkunft der Schwyzer

Erzählt und niedergeschrieben 1915 von Meinrad Lienert

EINSIEDELN

62 Die brauen sich was, die Einsiedler!

Regionale Bierspezialitäten

MORGARTEN

70 Die Munggenstalter

Der Comic zur Schlacht am Morgarten

74 Die listigen Schwyzer!

Gedanken vom Autor der »Munggenstalter«



WER MEHR ÜBER DEN KANTON ERFAHREN MÖCHTE, BEKOMMT ES HIER:

Amt für Wirtschaft
Bahnhofstr. 15
CH 6431 Schwyz

kantonschwyz



IMPRESUM

HERAUSGEBER: Urs Durrer, Vorsteher des Amtes für Wirtschaft, Schwyz

KONZEPTION & REALISATION: Amadeus AG Verlag, Schwyz

GESAMTLEITUNG & CHEFREDAKTOR: Andreas Lukoschik

CREATIVE DIRECTION: Reto Brunner, Brunner Bekker

ART DIRECTION: Florian Fischer, Helmut Morrison

MITARBEITER DIESER AUSGABE: Franz Franz, Reto Müller, Patrick Hohmann, Paula Betschart, Michael Krummenacher, Hans Kennel, Oliver-Konrad Gerbig, Susann Rieder, Sepp Knüsel, Alois Gmür, Martin Weiss, Rolf Willi, Benno Kälin, Franz-Xaver Risi sowie Gaby Batlogg und Nik Oswald

SCHLUSSREDAKTION: Hanjo Seibler

FOTOS: Stefan Zürcher

ILLUSTRATIONEN: Christian Eckert (Porträts) und Florian Fischer (Collagen)

LITHO: Sophia Plazotta, PX5

ANSCHRIFT DER REDAKTION: Y MAG, Feldli, 6430 Schwyz

DRUCK: Gutenberg Druck AG, Lachen



ILLUSTRATION: Florian Fischer

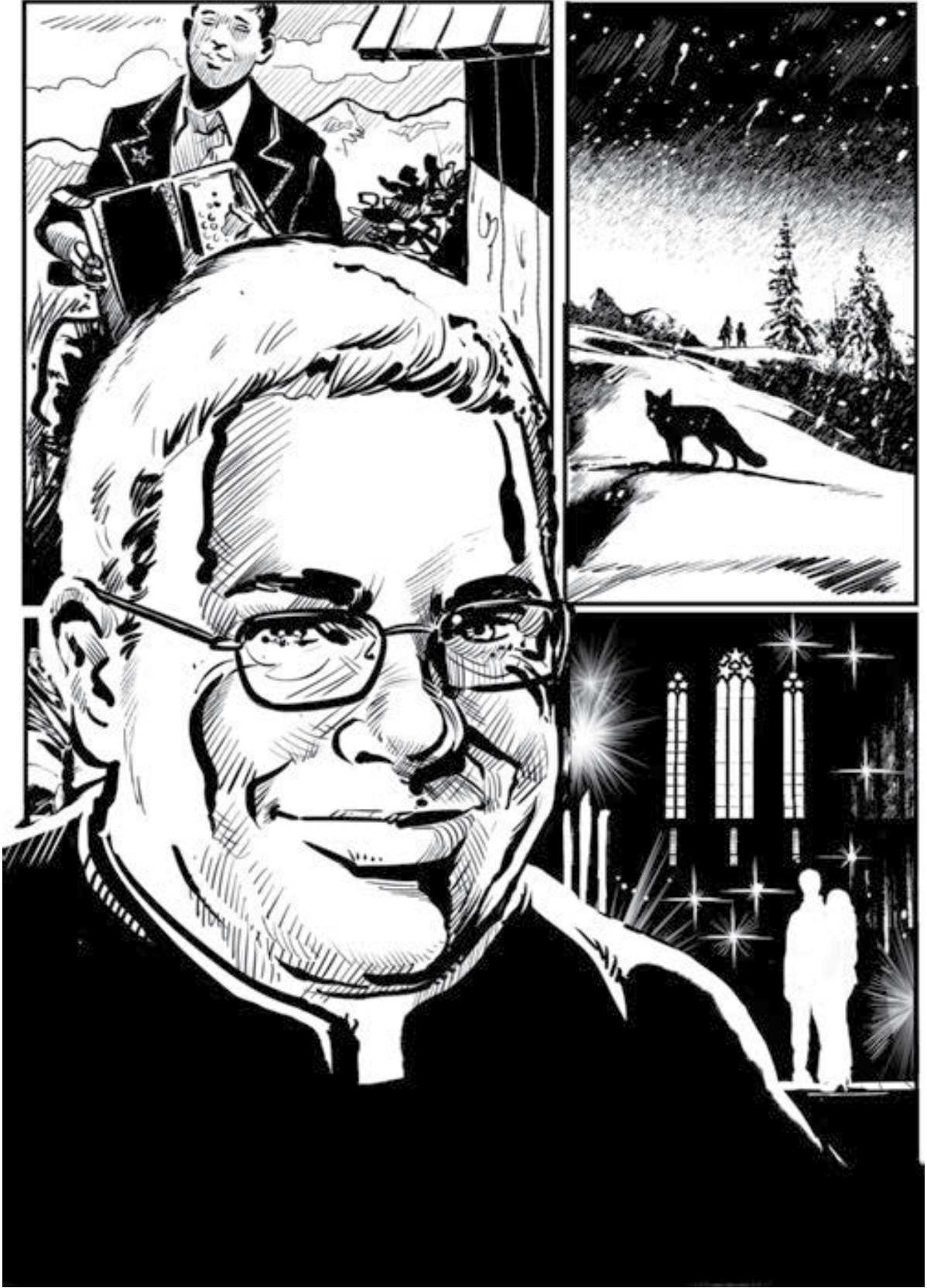
Von Zwüschet Mythen
abwärts gen Schwyz
FOTO: Stefan Zürrer



A landscape photograph showing a wide valley with a grassy foreground and a rocky mountain range in the background. The sky is clear and blue. A large, white, cursive watermark reading "Eschweyz" is superimposed over the center of the image.

Eschweyz

*Blick von der Charetalp
auf Chli und Gross
Chilchberg
FOTO: Stefan Zürner*



SCHWYZER BEICHTEN NICHT



GESPRÄCH MIT PFARRER RETO
MÜLLER ÜBER DIE BESONDERHEITEN
SEINER SCHWYZER SCHÄFCHEN.

von Andreas Lukoschik

Was sich wie der Titel eines Italo-Western aus den 70er Jahren anhört, ist durchaus liebevoll und freundlich gemeint. Denn Pfarrer Reto Müller mag seine Schwyzer sehr. Das zeigt sich daran, wie er den Satz fortsetzt: »Schwyzer beichten nicht, weil sie viel zu selbstständig und selbstbewusst sind. Auf eine sehr angenehme Weise übrigens. In meinen ersten beiden Wochen hier als Pfarrer in Schwyz hatte ich zwei Begegnungen, die mir bis heute nicht aus dem Kopf gehen.

Beide ereigneten sich in der Vorweihnachtszeit. Sie kennen vielleicht die lange `Einkaufsnacht`, in der die Geschäfte bis 23 Uhr geöffnet haben. Wir hatten uns überlegt, dass nicht nur die Geschäfte bis spät in die Nacht hinein geöffnet haben sollten,

sondern auch die Kirche. Sie sollte als Ort der Stille ein Kontrapunkt zum abendlichen Trubel der Geschäfte sein.

Also haben wir sie mit 600 Kerzen ausgeleuchtet. Es war unglaublich schön. Die Schwyzer mochten unsere Idee ebenfalls sehr. Die Kirche war fortwährend voller Menschen, die dort ruhig sassen und schauten. Ich kam immer wieder mal rein, um nach dem Rechten zu schauen.

Bei einem dieser Rundgänge hörte ich, wie ein Mann, der mit seiner Frau in die Betrachtung der Kirche versunken war, zu ihr sagte: `In dieser Kirche war ich jetzt auch schon monatelang nicht mehr!´ Ich stand gerade hinter ihm und sagte: `Geben Sie Obacht, was Sie sagen. Ich bin nämlich der neue Pfarrer.´

Da drehte sich der Mann um, schaute mich von oben bis unten an und sagte ganz ruhig: `Warum? Ich habe Sie ja auch noch nie in meiner Garage gesehen!´«

Selbst jetzt, als er das erzählt, sprühen Reto Müllers Augen Funken des Vergnügens. »Ich habe so gelacht. Mir sind die Tränen gekommen. Ich fand das so vernünftig und sympathisch. Da stand für mich fest: Hier gefällt es mir. Inzwischen habe ich seine Enkel getauft und wir kennen uns gut. Ja, so sind sie, die Schwyzer. Die sagen sich: Wenn die Kirche was will, kann sie ja kommen! Ich liebe diese direkte Art.«

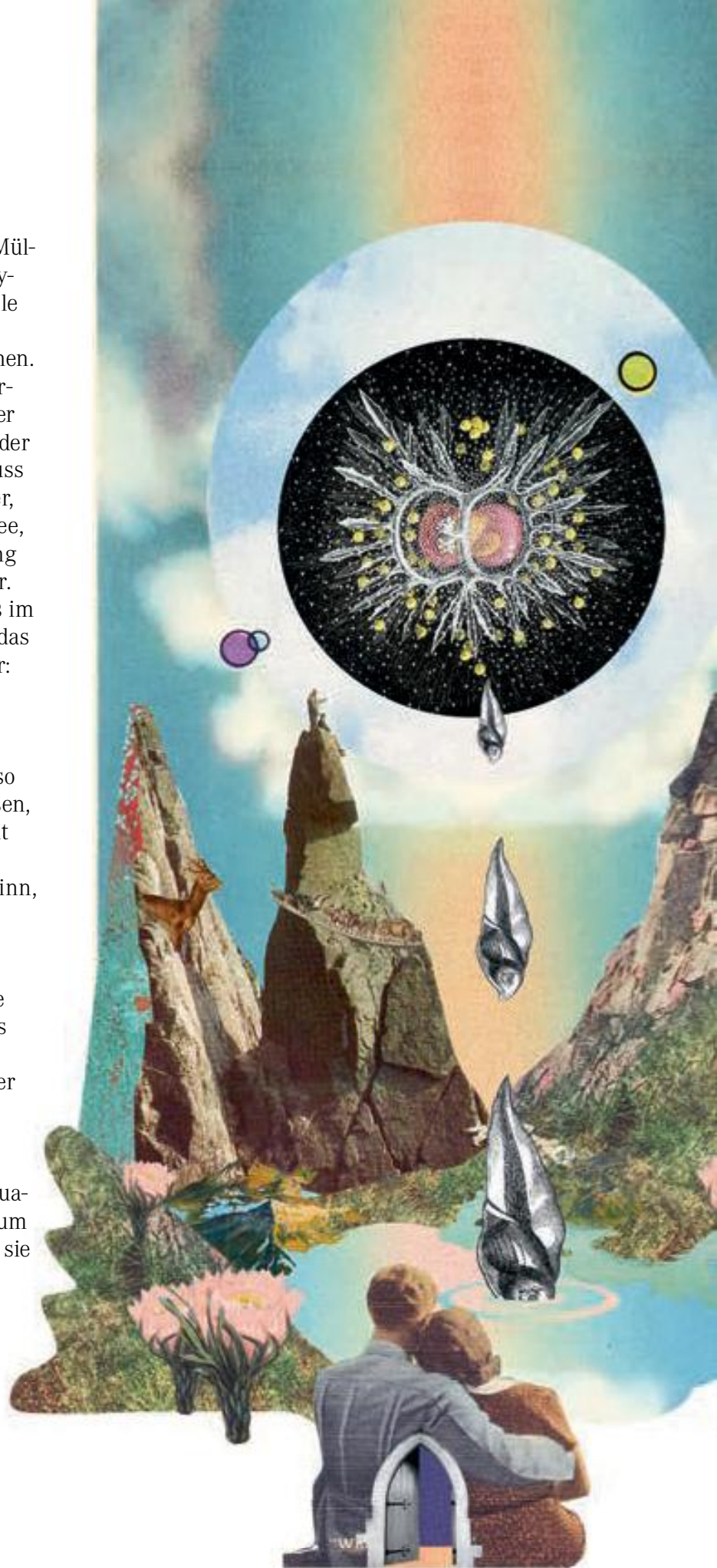
Die zweite Begebenheit, die Reto Müller eine besondere Zuneigung zu den Schwyzern eröffnete, fand in der Gesamtschule in Haggen statt, wo viele Kinder aus den umliegenden Bauernhöfen in die Schule gehen. Dort feierte er in der Vorweihnachtszeit morgens um sieben eine Rorate-Messe. Zu dieser frühen Messe waren zwei sechsjährige Kinder bereits über eine Stunde von zuhause zu Fuss gelaufen. »Vom äusseren Haggen,« erzählt er, »mussten sie jeden Morgen durch den Schnee, durch einen Bach und eine schwere Steigung zu ihrer Schule laufen. Bei Wind und Wetter. Diese beiden kleinen Kerle. Allein. Morgens im Dunkeln. Ich fragte den kleinen Peter: `Ist das nicht ein bisschen weit?´ Da sagte er zu mir: `Ich sehe ja jeden Morgen den Fuchs.´«

Reto Müller macht eine Pause, seine Augen werden feucht. »Das hat mich so gerührt. Ich habe es bis heute nicht vergessen, obwohl der `Kleine´ inzwischen 15 Jahre alt ist und eine Lehre macht. Mir kam damals natürlich gleich `der kleine Prinz´ in den Sinn, der sich mit dem Fuchs anfreundet.«

Dann fährt er fort: »Das Selbstbewusstsein des Garagisten und die liebevolle Naturverbundenheit des kleinen Peter – das waren für mich zwei programmatische Begegnungen mit Eigenschaften, die ich immer wieder in den Schwyzern entdeckte.«

Gerade in der Naturverbundenheit sieht Reto Müller übrigens eine besondere Qualität: »Für mich kommt darin eine Haltung zum Ausdruck, die die Natur als das ansieht, was sie ist – die Schöpfung. Das berührt mich sehr.«

Ein anderer Schwyzer Charakterzug ist für ihn, »dass alle Bauernbuben Schwyzerörgeli spielen. Heranwachsende, die später ganz handfeste Arbeiten verrichten, spielen dieses Instrument, das ja etwas Feines und Leichtes und Lüpfiges ist. Die können dabei ihre Seele ins Spiel der Schwyzerörgeli legen. Und machen das auch. Auch wenn sie ansonsten eher die raue Schale zeigen, hört man aus ihrem Schwyzerörgeli-Spiel, dass dahinter ein weicher Kern steckt.«



Was heisst für ihn »Christ sein« in unserer Zeit ?

»Ich bin hier in Schwyz Seelsorger«, antwortet er, »um das Leben mit den Menschen zu teilen. Nicht um sie jeden Sonntag in die Kirche zu bringen. Wenn ich nicht der Pfarrer wäre, ginge ich auch nicht jeden Sonntag in die Kirche.« Sagt´s und hat bei manchem Amtsbruder dafür sicherlich schon den einen oder anderen schrägen Blick geerntet. Aber das stört Reto Müller ebenso wenig wie es seine Schwyzer stört.

»Ich möchte den Menschen das Leben leichter machen und die Freude über eine Geburt mit ihnen feiern. Oder helfen, Abschied zu nehmen, wenn jemand gestorben ist. Oder eine Liebe zwischen zwei Menschen hochleben lassen, wenn sie heiraten. Für mich heisst Christ sein nämlich, das Leben zu feiern,« sagt er mit seiner angenehmen Stimme. »So hebt man das Besondere im Alltäglichen hervor. Leben ist für mich immer ein Leben in Fülle – im Vertrauen auf Gott. Das relativiert vieles, was uns im Alltag oftmals als bedeutungsvoll erklärt wird.« Recht hat er! Was brauchen wir wirklich von all dem, was uns häufig als ungeheuer wichtig verkauft wird?

Eben!

Das heisst allerdings nicht, dass Reto Müller die Welt als Gegensatz zur Kirche oder zu seinem Glauben sähe. Eine solche Haltung findet er eher fatal: »Wieso sollte Gott eine Welt erschaffen haben, die er für einen Schmarrn hält? Nein, wir sind in dieser Welt, um unser Leben zu leben. Da befinde ich mich im Einklang mit dem grossen Theologen Thomas von Aquin und dem eher spirituellen Franz von Assisi.« Aber nicht immer mit seinem Bischof in Chur.

Auch deshalb ist Reto Müller in Schwyz am richtigen Ort. Denn die Schwyzer haben nichts übrig für Herren unterm Bischofshut, die ihnen Vorschriften machen wollen. Mit denen haben sie höchstens was am Gessler-Hut – und setzen sich zur Wehr. Wie in früheren Jahren eindrücklich bewiesen.

Und noch etwas mag Pfarrer Müller an den Schwyzern: »Ich bin Rotarier in Zürich und fahre

deshalb öfter dorthin. Bei den jungen Bankern, die ich dort auf der Bahnhofstrasse sehe, fällt mir immer wieder eines auf: Die sehen alle gleich aus. Wie die grauen Männer in Michael Endes `Momo`. Da unterscheidet sich keiner vom anderen. Alle sind ganz windschnittig uni-form. Da sind meine Schwyzer aus anderem Holz geschnitzt. Da ist jeder ein knorriges Original. Und zeigt, woher er kommt und was er will. Das ist ehrlich, sauber und klar. Das schätze ich sehr.«

Ein neuer Anfang

Nun will diese Idealbesetzung eines Pfarrers für Schwyz dennoch sein Amt niederlegen. Warum das?

»Sehen Sie, ich bin jetzt 64 Jahre alt, hatte schon zwei Herzinfarkte und möchte die doch sehr anstrengende Managementaufgabe, eine so grosse Pfarrei zu leiten, gerne in jüngere Hände legen. Das heisst nicht, dass ich nicht mehr Pfarrer oder Seelsorger für meine Schwyzer sein will. Im Gegenteil. Das würde ich gerne weiter sein. Aber das muss mein Nachfolger natürlich auch wollen. Denn ich will ihm nicht in seine Arbeit dreinreden. Aber jetzt warten wir mal ab, ob sich jemand findet. Dann schauen wir, wie es sich entwickelt.«

Diese entspannte Haltung spiegelt das ansteckende Gottvertrauen des Reto Müller wieder. Wie sagte er doch: »Für mich heisst Christ sein, das Leben zu feiern.« Und das kann man nur freiwillig – ohne Furcht.

Zwei der vielen Eigenschaften, die seine Schwyzer an diesem gütigen und guten Geist der Pfarrei mehr als nur schätzen. 🍷

NICHTS HALBES

14

*franz franz
heute:*

17

UND NICHTS GANZES



In der Serie FRANZ FRANZ HEUTE nimmt die Hauptfigur Franz Franz wie Woody Allens »Zelig« die Gestalt anderer Personen an und erlebt schräge Situationen. Hintergrund der Szenen ist stets der Kanton Schwyz. Wenn Franz Franz gerade nicht in Rollen oder Personen schlüpft, ist er übrigens ein anderer.

Hinter dem Pseudonym Franz Franz verbirgt sich ein Schwyzer Autor, der Radiotexte für SRF 1 und Theaterstücke schreibt.

Beim Frühstück
entscheide ich spontan:
Heute bin ich Billettver-
käuferin.

Solche Dinge entschei-
de ich regelmässig.
Man muss mal was
Neues wagen, denke
ich.
Quer denken. Denke
ich quer.
Voller Euphorie schlage
ich dem Ei die Schale
ein.
Quer von der Seite,
versteht sich.
Alarmiert schaue ich
auf die Uhr und eile zur
Arbeit.
Zum See, steht auf dem
gelben Wegweiser. Zur
Schifflande. Zur Schiff-
fahrtsgesellschaft.
Dort begrüsse ich mich
selbst – nenne mich
»die Neue«.
Händige mir eine blaue
Uniform aus.
Mit Knöpfen. Mit einem
Schild über der Brust.
Auf dem Schild steht:
Frau Franz Franz.
Ja doch! Ich erkenne
mich sofort wieder –

auch als Frau.
Überhaupt: Ich bin gar
keine Billettverkäuferin,
massregle ich mich
gleich zu Beginn, dieses
Wort ist veraltet. Ich
bin Schalterangestellte
der Schifffahrtsgesell-
schaft. Im Kurzverfah-
ren erkläre ich mir alles
Weitere. Den Fahrplan.
Die Preise. Die Ange-
bote.
Ich habe mich zu-
rechtzufinden im Büro
zwischen all den Pros-
pekten. Da sind ganze
Wände voller winziger
Berge, kleiner Seen,
Schiffchen mit Schwei-
zerfahren, lachende
Familien mit Hunden,
im Schwimmbad, auf ei-
ner Seilbrücke. Alles im
Kleinformat. Das Glück
im Kleinformat. In 2-D.
In grosser Auflage. Es
hat mich umzingelt.
Aber das ist ein Luxus-
problem, ermahne ich
mich. Viel wichtiger ist
doch das Arbeitsklima.
Also grüsse ich in der
Pause beim Kaffee mei-
ne neuen Kollegen.

– Hey, wie geht's
denn so heute?
Alles klar?
Sind die neuen Pro-
spekte schon da?

Alle nicken und tun so,
als würden sie mich
kennen.
Das läuft ja wie am
Schnürchen.
Und jetzt zum Schalter.
An die Front quasi.
Ich setze mich an den
Schalter.
Blicke durch die Schei-
be raus, wie man sonst

in einen Fernseher
hinein schaut. Das Bild
zeigt den Einstiegbe-
reich zu den Schiffen.
Dahinter die Sitzbänke.
Eine Mondaine-Uhr.
Seelisberg, Beckenried,
Luzern, steht da auf
einem Schild.
Ein langweiliger Film.
An der Front ist nichts
los. Aber schön ist es:
Die Schwyzer Berge im
Augenwinkel. Der Wald.
Die Enten. Die Gerani-
en. Das Seewasser.
Der Mann mit rotem
Kopf.
Zugegeben: Sein Profil
passt schlecht ins Bild.
Ausserdem ist er ziem-
lich laut.
Vermutlich weil er
schimpft.
Er schlägt mit der Faust
gegen die Scheibe.

– Grüezi. Wie kann
ich ihnen helfen?

Ich frage sehr höflich.
Genau wie ich es heute
im Schnellkurs gelernt
habe.
Doch der Mann
schimpft weiter. Ich bin
unsicher: Wettet er
gegen das Panorama,
gegen die Geranien,
gegen mich?
Ich ziehe die Scheibe
hoch.

– Grüezi! Wie kann
ich ihnen helfen?

– Na endlich!

Schreit der Mann.
Übertrieben seitlich
neigt er sich zu mir.
Wie ein Cowboy.
Seine linke Pupille

FRANZ FRANZ

wurde im
Frühling 1974
in einem
Krankenhaus
nahe der
Voralpen aus
einer Mutter
geboren.

Er erkannte die
Landschaft so-
fort, die Heb-
amme reichte
ihm einen Stift,
er begann zu
schreiben.

Zuerst
waren es nur
Kritzeleien.
Später Texte.

fixiert mich streng.
Mein geschultes Auge
sagt mir: Er ist kein
Cowboy. Er ist Tourist.

- Das ist die Höhe!
- Entschuldigung!

Ich sage das ganz
schnell.
Das ist nämlich einer
dieser Urschweizer Re-
flexe, die in mir wohnen
und automatisch losge-
hen. Auch wenn ich gar
nicht weiss, wofür ich
mich entschuldige.

- Das ist doch
unprofessionell.
Und sowas in der
Schweiz.
Da haben die mir
schön was einge-
brockt.
So eine Unver-
schämtheit!

Der Mann streckt mir
sein Billett entgegen.
Vielmehr wirft er es auf
die Ablage.

- Eine Tageskarte.
Ab Einsiedeln.

Erkenne ich fachmän-
nisch. Oder heute eben
»fachfrauisch«.

- Ja ja. Aber bin ich
doch nicht. Wirklich
nicht.
Eine Frechheit. Hier,
schauen sie doch.
- Tageskarte. Ein-
siedeln. Ein Halbes.
- Eben. Also bitte!
Das sieht man
doch.

– Was denn?

– Dass ich kein
Halbes bin. Über-
haupt: Kein Halber,
heisst das richtig.
Bin schliesslich kein
Neutrum. Ich bin
kein Halber.
Ich bin Hannes Kroll
aus – ist ja egal.
Und ein Halber?
War ich noch nie!
Aber in der Ur-
schweiz. Ja. Hier.
Hier gelten plötzlich
ganz andere Dings.

– Das gilt in der
ganzen Schweiz.

– Das wird ja immer
besser.
Schauen sie doch
mal genau hin.

Ich versuche genauer
hinzuschauen. Doch
der Tourist lehnt zu nah
gegen die Scheibe.

– Ausgerechnet
ich. Oder spüren
sie etwas Halbes
an mir?
Irgendwo? Hm?
Nein. Nein. Nein.

– Aber Sie profitie-
ren davon. Besit-
zen sie denn ein
Halbtax-Abo?

– Ich? Nein. Die
haben das einfach
so gemacht in Ein-
siedeln.
Und jetzt hab ich
den Ärger. Diese
Sauerei.
Hören Sie: Ich will
das nicht!

– Sie haben aber
nur die Hälfte
bezahlt.

– Ich bin keine
Hälfte!

Der Mann stampft mit
dem Fuss auf. Mehr-
mals. Für kurze Zeit
hüpft er auf und ab.

– Ich bin keine
halbe Portion!
Nicht in Deutsch-
land, auf keinem
Schienennetz in
Italien, in keiner
Seilbahn in Öster-
reich, nirgends.

Das Motorschiff im
Hintergrund lässt einen
hohen Pfeifton sausen.
Jetzt ist doch etwas los
an der Front. Und zwar
Spannung. Meine heu-
tige Gesamtbildung
hat mich eines gelehrt:
In diesem Fall ist nach-
zugeben.

– Sie können na-
türlich den ganzen
Preis bezahlen.

– Na also, geht
doch.

– Wenn sie die
Hälfte nachbezah-
len. Dann sind sie
wieder ein Ganzes
quasi.
Entschuldigung, ein
Ganzer.

– Also gut. Hoffent-
lich ist das jetzt
nicht schon zu spät.

Mit Routine verlange
ich vom Tourist noch-
mals den halben Preis.

Während die Maschine das neue Billett ausdrückt, lächelt er erleichtert.

– Das ist sehr nett von ihnen, Frölein Franz.
Und wenn ich ergänzen darf, ein sehr hübsches Frölein Franz.

Er zwinkert mir mit einem Auge zu.
Zugegeben: Das freut sogar den Mann in Frölein Franz.
Offenbar fühlt er sich zumindest als ganzer Mann.
Der Tourist dankt, dreht ab. Er geht davon.
Nein, er hüpfert davon.

– Was fehlt ihm denn?

Grüble ich dem Mann hinterher. Jetzt erkenne ich: Da ist ja alles offen bei ihm. Also physisch gesehen.
Da fehlt eine Körperhälfte. Das rechte Bein, der rechte Rumpf, der rechte Arm, die Schulter, die Gesichtshälfte – alles weggeholt.

Genau in der Mitte.
Alles verschwunden.
Wie er da umständlich zum Motorschiff hüpfert, kann ich sogar in den Tourist hineinschauen.
Da sind seine Organe, der halbe Magen, Gedärme, Fleisch.
Kein Zweifel: Ich sehe es vom Schalter aus.
Und die vom Schiff aus sehen es auch.

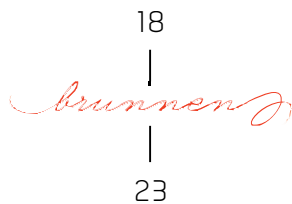
– Er ist doch ein Halbes!
Meine Hilfe kam zu spät.

Enttäuscht ziehe ich die Schalterscheibe nach unten.
Was für ein Beruf. Ich zaudere und beschliesse das Ende meiner Karriere:

– Morgen bin ich was Anderes.
Etwas GANZ anderes. 🚫



»OHNE RESPEKT KEINE BESSERE WELT!«



EINE BEGEGNUNG MIT PATRICK
HOHMANN, DER FÜR DIE GESAMTE
COOP-NATURALINE DIE BAUMWOLLE
ANBAUEN LÄSST.

von *Andreas Lukoschik*

Der Teufelskreis

Das beginnt schon bei den Samen vieler Pflanzen, die angebaut werden. Die als »Hybride« bezeichneten Samen sind so gekreuzt, dass sie nur einmal blühen und Früchte tragen. Danach müssen die Bauern sie ersetzen und dafür neue Samen kaufen. Das klingt für europäische Ohren obszön. Und das ist es auch. Denn auf diese Weise müssen die Bauern Jahr für Jahr ihr Geld bei den Herstellern solcher »Samen« abliefern, weil die bestehenden Pflanzen keinen Ertrag mehr abwerfen.

Doch damit ist es noch nicht genug. Um dem Baumwollwurm – einem Schädling – keine Chance zu geben, die Baumwollpflanzen zu zerstören, wurden die erwähnten Hybride gentechnisch weiter entwickelt. In ihre Gene wurden die des Bodenbakteriums *Bacillus Thuringiensis* übertragen, das Proteine enthält, die im Verdauungstrakt vieler Schädlinge tödliche Wirkungen entfalten. In Indien wird dieser gentechnisch manipulierte Samen zu 96 Prozent eingesetzt. »Doch der ist für den biologischen Anbau nicht erlaubt,« erklärt Patrick Hohmann die besondere Situation für Indien, »folglich müssen wir enorme Anstrengungen unternehmen, um überhaupt gentechfreies Saatgut zu organisieren. Das bedeutet, dass wir eine

Erst seitdem er sich vom Alltagsgeschäft zurückgezogen hat, ist Patrick Hohmann bereit, Journalisten seine Erfahrungen zu erläutern. »Es ist nämlich sehr schwer, einem Aussenstehenden transparent zu machen, dass Fair Trade nicht nur faire Preise bedeutet,« erklärt er seine Zurückhaltung. »An erster Stelle müssen dabei nämlich den Bauern Räume eröffnet werden, ihr Leben selbst in die Hand zu nehmen. Das geht weit über das hinaus, was Unternehmer tun, wenn sie einzelne Bereiche ihres Handels optimieren. Deshalb ist Fair Trade komplexer als konventionelles Wirtschaften.«



ILLUSTRATION: Christian Eckert

„Wir lernen alle
voneinander.
Und das ist
etwas,
was über die
Kooperation
hinausgeht
und das
Leben aller
bereichert.“



eigene Saatgutforschung betreiben müssen. Das gelingt uns dank der Zusammenarbeit mit dem Fibl, dem Forschungsinstitut für biologischen Anbau Frick.«

Natürlich haben die so genmanipulierten Pflanzen nur vordergründig den »Vorteil«, immun gegen den Baumwollwurm zu sein. Denn sobald dieser Schädling ausgerottet ist – oder sich andere `Betätigungsfelder´ gesucht hat, kommen andere Schädlinge, gegen die diese Pflanzen nicht mehr immun sind. Die Folge: Die Bauern sind inzwischen abhängig von den neuen Samen – weil diejenigen Pflanzen, die noch eigene produziert hatten, inzwischen verdrängt worden sind. Deshalb müssen sie trotzdem wieder Pestizide einsetzen. Jetzt gegen andere Schädlinge.

Hinzu kommt, dass zum »Ausgleich« konzentrierter Kunstdünger dem Boden zugefügt werden muss, der durch die genmanipulierten Pflanzen einseitig ausgelaugt ist.

»Oder systemisch gesprochen«, fasst Hohmann zusammen, »erst wurden aus dem biologischen System die Reproduzierbarkeit und überdies einige Eigenschaften der Pflanzen entfernt. Dadurch geriet das Gleichgewicht aus den Fugen, wodurch der Mensch immer stärker

nachbessern musste. Bis die Pflanze selbst durch einen artfremden Bazillus angereichert wurde.«

Und fast schon zornig fügt Hohmann hinzu: »Alle diese Massnahmen kosten natürlich Geld – und zwar das der Bauern. Wobei sie noch nicht einmal bessere Waren bekommen, sondern in die Abhängigkeit getrieben werden!«

In Ländern mit subventionierter Landwirtschaft mag das finanzierbar sein. In Ländern ohne Subventionen wie Indien und Tansania nicht. Und wenn es sich dabei auch noch um Rohstoffe handelt, für die ein weltweiter Wettbewerb gilt, erst recht nicht.

»Kurzum: Wenn ein Hersteller tatsächlich Verantwortung übernehmen will«, sagt Hohmann ganz sachlich, »muss er beim Fair Trade ganzheitlich denken – um die verschiedenen Kräfte nicht nur in Balance zu halten, sondern sie auch noch so einzusetzen, dass sie sich gegenseitig FÖRDERN.«



BILDER: Jürg Bittling provided by remei.ag





Landwirtschaft neu denken

»Das heisst«, fährt Hohmann fort, »nicht weniger Gift oder nur ein bisschen Gift einzusetzen ist die Devise, sondern Landwirtschaft ganz neu zu denken. Im Grunde geht es hier nämlich um eine soziale Frage.

Unser Schwyzer Schriftsteller Meinrad Inglin hat in seinem Büchlein 'Der Lebhag' ganz wunderbar beschrieben, wie die kleinste Unruhe im Tal ein ganzes Tal verändern kann und wie die Verarmung der Natur das Sozialgefüge der Menschen durcheinanderbringt. Konstruktiv formuliert heisst das: Bio-Anbau führt zur Gesundung des sozialen Organismus.«

Deshalb hilft Hohmann in einem ersten Schritt den Bauern, wieder Baumwollsamens zu gewinnen, deren Pflanzen selbst neue Samen erzeugen. Das bedeutet nicht, dass dabei gleich alles eitel Sonnenschein ist. In Indien brach die Baumwollproduktion erst einmal drastisch ein, bevor sich die Pflanzungen wieder erholt hatten.

Ein weiterer Schritt ist die so genannte Push-Pull-Technik: Dabei pflanzt der Bauer nach fünf Reihen Baumwolle eine Reihe Sonnenblumen oder Mungobohnen an. Die vertreiben die Baumwollschädlinge (»Push«). Am Feldrand dagegen wird ein Spezialgras angebaut, das die Schädlinge anlockt (»Pull«). Diese Push-Pull-Technik wird allerdings nur dann wirksam, wenn alle drei Pflanzen gleichzeitig blühen. Deshalb müssen die Bauern alle drei Pflanzen im richtigen Rhythmus anbauen. Auch das vermitteln Hohmann und seine Teams den Bauern vor Ort – wobei sie auf die Hilfe der Zürcher bioVision zurückgreifen.

Sind die Ernten in den Scheunen, kauft Hohmann sie auf. Und zwar garantiert. Niemand bleibt also darauf sitzen. Damit das auch zu realistischen Marktpreisen geschehen kann, hat er ein Preisfindungssystem entwickelt, das die Bauern aus den Preisen der anderen Händler ermitteln – plus einer Prämie von 15 Prozent für ihre speziellen Mühen beim Bio-Anbau.

Das sind nur einige Schritte, mit denen Hohmann und seine Firma Remei den Bauern hilft, nicht in die Abhängigkeiten der genmanipulierenden Saatgut-Hersteller, Pestizid-Produzenten und Düngemittel-Dinos zu geraten.

Rechnet sich das?

Eine indische Langzeitstudie hat ermittelt, dass durch den biologischen Anbau die Ernten um 14 Prozent geringer ausfallen. ABER: Auch die Produktionskosten sinken – und zwar um 38 Prozent. Unter dem Strich verdienen die Bauern also mehr und müssen nicht mehr so hohe finanzielle Risiken eingehen, um die Preise für teure Dünger und

Pestizide zahlen zu können. Davon abgesehen ist weniger Kontakt mit diesen Giften ein Vorteil für ihre eigene Gesundheit.

Die Stiftung BioRe

Hohmanns Form der Kooperation und Förderung hat zwar einiges bewirkt. Doch reichte der um 15 Prozent höhere Preis für Biobaumwolle, seine Abnahmegarantie und die Ausschüttung einer Jahresprämie nicht aus, um die Entwicklung in den Regionen wirklich anzuschieben.

Deshalb gründete Hohmann gemeinsam mit Coop – seinem Hauptabnehmer in der Schweiz – die Stiftung bioRe®. Sie wird aus den Überschüssen des Handels mit den Bio-Produkten der »Coop Naturaline« und Remei sowie weiterer Kunden gefüttert. Zudem spenden Privatpersonen und Stiftungen Beiträge für die Umsetzung sozialer Projekte in den Baumwollanbaugebieten.

Die bioRe® Stiftung fördert den Biolandbau und unterstützt Infrastrukturprojekte im Bereich Bildung, Gesundheit und Ernährung. Zudem gibt sie zinslose Kleinkredite für weitere Investitionen an die Bauern und ihre Familien, die sie über einen Zeitraum von einem Jahr bis zu drei Jahren zurückzahlen müssen. So erhalten Frauen in Indien und Tansania Geld, um beispielsweise Nähmaschinen anzuschaffen, mit denen sie die Baumwolle zu Kleidungsstücken verarbeiten – um ebenfalls Geld zu verdienen.

»Sie sehen, das Ganze ist ein komplexes Gefüge, in dem zwar immer irgendetwas Unerwartetes

passiert, weil es ein lebendiger Prozess ist,« sagt Patrick Hohmann in seiner realistischen Sicht der Dinge. »Aber prinzipiell läuft es gut. Weil wir alle mit Respekt zusammenarbeiten.«

Hohmann, der inzwischen im Pensionsalter ist, hat in den zurückliegenden 30 Jahren mit der Arbeit seiner Firma Remei das angeschoben, was wir heute unter Bio-Baumwolle kennen – und einiges bewirkt. Inzwischen arbeiten 6'000 Bauernfamilien in Indien und Tansania für ihn, wodurch er circa 25'000 Menschen Lohn und Brot gibt.

Vertikale Organisation

8'000 Tonnen Bio-Baumwolle produzieren sie für ihn, die er als Garne zur Weiterverarbeitung in den Markt bringt. Er beliefert damit Firmen in Litauen, Indien, Tansania und der Türkei. Die machen aus den Garnen Stoffe und verarbeiten sie weiter – von T-Shirts bis zur Damasttischwäsche.

»Die Unternehmen, mit denen wir zusammenarbeiten, wurden von uns nach sehr strengen Kriterien untersucht und zertifiziert. Dadurch haben wir einen sehr tiefen Einblick in die Arbeitsweise dieser Firmen und können die Verantwortung dafür übernehmen, dass die ganze Produktionskette vom Anbau bis zum Endprodukt korrekt unseren bioRe-Qualitätskriterien folgt. Das erzeugt zwar eine gewisse Abhängigkeit voneinander, aber damit sind wir wieder beim Thema 'Respekt' füreinander. Sich aufeinander zu verlassen gelingt nur mit Achtung voneinander – in der Produktion ebenso wie in dem Kulturkreis, in dem hergestellt wird. Und die sind alle sehr unterschiedlich – Indien, Tansania, Litauen, Türkei und Schweiz. Aber wir lernen alle voneinander. Und das ist etwas, was über die Kooperation hinausgeht und das Leben aller bereichert.«

Was das im Detail ist, mag er nicht in einem Satz sagen: »Das ist ein Thema, das wir in einem eigenen Artikel beleuchten müssten,« sagt er lachend. Ein verlockender Gedanke. 🍷

DER MUOTATALER AN SICH!



Die Bewohnerinnen und Bewohner des Kantons Schwyz fühlen sich stärker an ihre Gemeinde und ihre Region gebunden als an den Kanton. Sie sehen sich an erster Stelle als Steiner, Märchler, Einsiedler, Wollerauer, Wägitaler, Höfner, Küssnachter, Ybriger und so weiter. Heute widmen wir uns dem „Muotataler“.



24

Muotathal

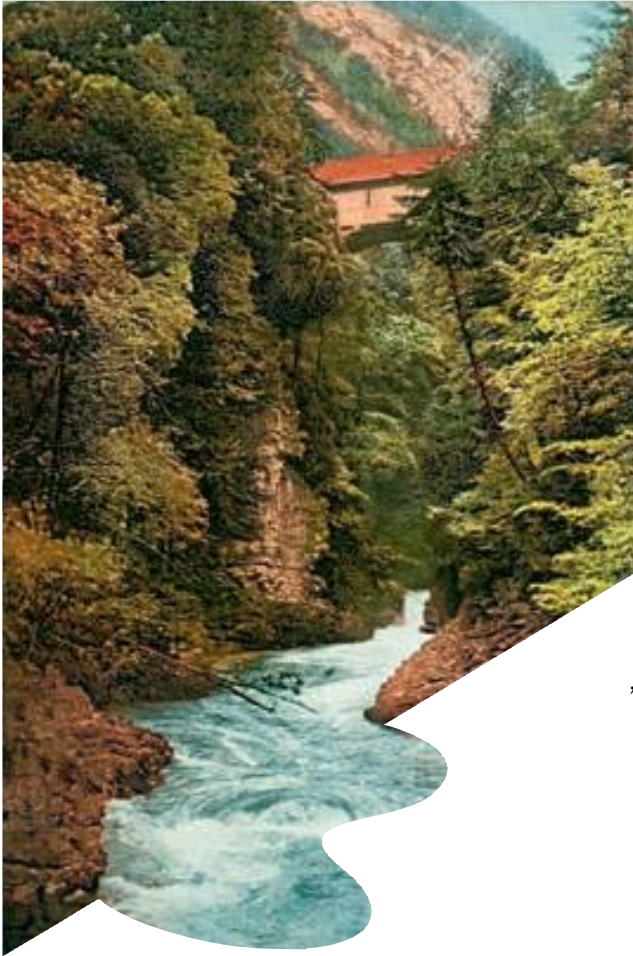
27

von Paula Betschart
(aufgezeichnet von
Andreas Lukoschik)

Der Muotataler ist von Bergen umgeben. Nicht irgendwo am Horizont, sondern in Reichweite. Das macht manchem Nicht-Muotataler Angst und veranlasst wieder andere – natürlich Ortsunkundige – anzunehmen, dem Muotataler fehle der Weitblick.

Wer so denkt, verkennt, dass man auf die meisten Berge hinaufklettern kann. Besonders wenn man angstfrei ist, sich gründlich mit ihnen beschäftigt hat und sie respektiert. All das tut der Muotataler – und zwar von Kindesbeinen an. Ausserdem ist er geländegängig wie eine Gämse. Und das bis ins hohe Alter. Womit seinem Aufstieg nichts im Wege steht. Ausser den Mühen des Weges. Aber die kennt der Muotataler eh, lebt er doch ein Leben lang mitten in der Natur.

Steht er dann hoch oben auf dem Wasserbergfirst, dem Orts- oder Pfannenstock oder den Silberer, dann hat er eine Fernsicht, die nicht nur der Über-Blick schlechthin ist, sondern auch einen Weitblick bietet, um den ihn so mancher beneidet.



Zu Recht. Denn dort oben beginnt das Naturschutzgebiet mit der grössten Artenvielfalt Europas. Steinböcke inklusive – samt weiteren andernorts ausgestorbenen Exemplaren aus Fauna und Flora.

Hinzukommt, dass der Blick von dort oben auf die Geschehnisse unten im Tal eine gewisse Gelassenheit in ihm fördert, sieht er doch, dass aller Ärger letztlich winzig und klein ist.

UND: der Ausblick berührt sein Herz, weil er eine ausgeprägte Liebe zur Natur hat. Zu seiner Natur. Denn mit der ist er auf Du und Du. Nicht kumpelig, sondern – wie erwähnt – mit Respekt. Er weiss schliesslich, dass sie auch ganz anders kann. Wenn sie will.

Deswegen wird er seinen Mit-Muotatalern auch immer helfen, wenn einer von Ihnen Hilfe braucht. Da kann man ihn sogar nachts aus dem Bett klingeln. In der Not ist er immer zur Stelle. Das muss jedoch nicht heissen, dass er demjenigen, dem er nachts geholfen hat, am nächsten Morgen zur Begrüssung die Hand reicht. Das ist – aus unerfindlichen Gründen – unüblich in diesem Tal. Da reicht zur Begrüssung ein „So?“, woraufhin der so Gegrüsste mit einem „So!“ antwortet. Das muss genügen.

Es sei denn, man trifft sich zu einem geselligen Abend. Da wird dann mehr als das Nötigste gesagt. Manchmal auch das Unnötigste. Sollte das eingetreten sein, gehen die Beteiligten zum Ausgleich miteinander einen „ziehen“. Das erfrischt die Kehle und bereinigt eventuell aufgetretene Missverständnisse.

Der Russe und Franzose in ihm

Vor undenklichen Zeiten (präziser: 1799) zog das Heer des russischen Generals Suworow durch das Tal. Gestoppt von den französischen Soldaten Napoleons. Beide lieferten sich diverse Gefechte und am Ende eine wüste Schlacht. Die Leidtragenden waren – wie überall auf der Welt – die Bewohner der Ortschaften. Dennoch hält sich bis heute die Mär, der Muotataler habe aus dieser Zeit die Härte der Russen und den Charme der Franzosen behalten. Darüber lächelt der Muotataler leise, weil er weiss, dass es der Legendenbildung dient – bei Nicht-Muotatalern.

Ansonsten kennen sich die Schelberts und Gwerders und Betscharts im Tal alle viel zu gut, als dass sie sich an so etwas orientieren würden.

Nein, sie orientieren sich lieber an den „Übernamen“. Die sind auch nötig. Denn welcher Josef Schelbert ist eigentlich gemeint, wenn es zum Beispiel allein in Muotathal (dem Ort; ohne »h« ist immer das ganze Tal gemeint), wenn es also allein in Muotathal derer sechs gibt? Deshalb gibt es eben die Übernamen, die den Gemeinten präzise kennzeichnen. Die Autorin dieser Zeilen, Paula

Betschart, ist zum Beispiel die Paula „z´Eggälers Päuili“ Betschart. Da weiss der Muotataler ganz genau, wer damit gemeint ist.

Die Übernamen behält der Muotataler allerdings gerne für sich. Erstens, weil damit andere sowieso nichts anfangen können. Und zweitens, weil er ganz gerne in der Deckung seines Tales bleibt.

Grosse Auftritte sind seine Sache nämlich nicht. Deshalb überliess er es auch der Schwyzer Regierung, sich mit dem damaligen Präsidenten Russlands, Dimitri Anatoljewitsch Medwedew, zu unterhalten, als der sich 2009 bei seinem Staatsbesuch in Schwyz doch tatsächlich für die Schlacht des General Suworow interessierte.

Der Muotataler meint so etwas aber nicht unfreundlich. Keineswegs. Er hat nur gern seine Ruhe, damit er sich um seine Leute kümmern kann. Manchmal behaupten böse Zungen, dieses Bedürfnis nach Ruhe gehe so weit, dass der Muotataler am liebsten am Schlattli eine Mauer errichten würde. Gegen den Rest der Welt. Mit einem Tor darin, an dem derjenige, der das Muotatal besuchen will, Eintritt zahlen muss.

Manch ein Muotataler mag das Für und Wider einer solchen Initiative tatsächlich gründlich überdacht haben – wie der Muotataler generell alles gründlich überdenkt. Aber: Eine solche Initiative gibt es bis heute nicht. Nicht dass hier Missverständnisse auftauchen.

Der Muotataler hat nämlich grundsätzlich nicht wirklich etwas gegen Nicht-Muotataler. Im Gegenteil. Das sieht man allein schon an den Ereignissen, zu denen Schweizer und Schwyzer in Scharen ins Tal strömen. Allein zum Alpkäsemarkt am letzten Oktoberwochenende kommen 10'000 Besucher und kaufen dem Muotataler ab, was er so an Käse gemacht hat. Im Sommer. Hoch droben auf seinen vielen Alpen.

Und auf der Sennenkilbi werden nicht nur Kühe, Ziegen und Schafe vorgeführt, sondern auch Produkte von Handwerkskünsten feilgeboten, die an anderen Orten des Landes längst ausgestorben sind. Von Hand getriebene Glocken zum Beispiel oder handgefertigte Büchel. Das ist des Alphorns kleiner Bruder.

Der Muotataler steht Nicht-Muotatalern sogar in schwierigen Fragen mit vollem Einsatz zur Seite. Zum Beispiel bei Fragen, bei denen Nicht-Muotataler nicht so recht Bescheid wissen. Etwa beim Wetter. Da schickt er dann seine besten Experten hinaus ins Land und erklärt den Ahnungslosen, was sie in den nächsten Monaten so erwarten könnten. Vom Himmel herab. Und weil das mit dem Himmel ja immer so eine Sache ist, sorgt er dafür, dass diese Experten nicht immer einer Meinung sind. So stellt er sicher, dass für jeden Zuhörer etwas dabei ist.

Ja, so ist er, der Muotataler.

Wer allerdings im Muotatal ziemlich fehl am Platze ist, das sind Stehkräglar und Weltverbesserer. Die einen neigen nämlich dazu, anderen etwas vorzuschreiben, was beim Muotataler unwillkürlich zu Hautauschlägen führt. Die anderen versuchen ihm klar zu machen, dass seine Welt doch viel besser wäre, wenn ... Tja, wer ihm so kommt, den kann der Muotataler nicht hören. Echt nicht. Weil bei solchen Vorträgen regelmässig seine Gehörgänge zuklappen. Dagegen kann er gar nichts tun. Da ist er hilflos.

Aber dadurch verpasst er nicht wirklich etwas. Denn der Muotataler ist mit sich und der Welt im Reinen. Jawohl. Wie könnte er auch nicht. Schliesslich lebt er im schönsten Tal der Welt. 🍷



OH, DU MEIN HEIMATLAND!

28

Schwyz

33

EINER DER BEIDEN INITIANTEN
DES FILMES „HEIMATLAND“ KOMMT
AUS SCHWYZ UND HEISST MICHAEL
KRUMMENACHER.

von *Andreas Lukoschik*

Krummenacher hatte zusammen mit dem Zürcher Filmmacher Jan Gassmann die Idee zu einem Film über die Schweiz, den es so noch nicht gegeben hat. Denn darin sollte nicht *ein* Regisseur zum Thema „Heimat“ seine Geschichte erzählen – es sollten *neun* sein. Ursprünglich hatte Krummenacher sogar 30 Schweizer Regiekollegen angeschrieben, die im In- und Ausland leben, und ihnen folgende Idee als Grundgerüst gegeben: „Über der Schweiz ballt sich eine mysteriöse

Wolke zusammen, die das Leben der Menschen beeinflusst und ihr Innerstes nach aussen kehrt. Welche Geschichte würdest Du dazu erzählen wollen?“ Es sollte kein Katastrophenfilm werden und kein Science Fiction Movie, sondern jeder sollte eine Episode aus dem Alltag erzählen. Diese Idee befeuerte die Angeschriebenen so sehr, dass ihm sage und schreibe 27 Kollegen ein Kurz-Exposé für ihre Filmidee schickten.

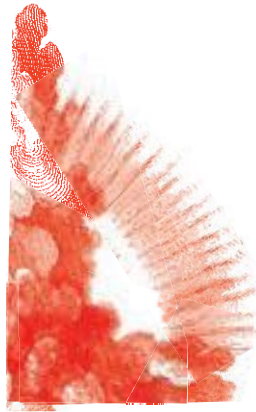
Nun ist Filmmachen keine demokratische Angelegenheit, weshalb nach langen Gesprächen neun Episoden ausgewählt wurden, deren Regisseure jeder seinen Beitrag – unabhängig von den anderen – in seiner Handschrift drehte. Zwei in der Welschschweiz, zwei in Zürich, einer in Basel und so weiter. Krummenacher selbst liess seine Geschichte im Muotatal spielen.

Als alles fertig war, hiess es für Krummenacher, ins Dunkel des Schneideraums abzutauschen und zusammen mit einem Cutter aus den neun Rohschnitten den Film aus *einem Guss* zu machen. Das hat ihm zwar Spass gemacht, hiess aber auch: Adieu Sommer 2015, Du findest draussen statt. Ohne mich!



ILLUSTRATION: Christian Eckert

„...ich glaube, in der Schweiz wird man dazu erzogen, dass vordergründig immer alles korrekt laufen muss.



Die Probleme dahinter bleiben aber für einen allein. Wie man damit fertig wird, wenn es nicht so klappt, kann einem schon düstere Welten eröffnen.“



Am Ende ist ihm ein Film gelungen, der ... Halt. Wir wollen nichts über „Heimatland“ verraten. Nur so viel, dass er als einziger Schweizer Film im Wettbewerb beim Filmfestival in Locarno mit grosser Resonanz gelaufen ist.

Filmfestivals sind dem Schwyzer Krummenacher übrigens nicht ganz fremd, sind seine Filme doch weltweit auf allen wichtigen Branchentreffs zu Gast gewesen. Und ausgezeichnet worden. Zuletzt der Spielfilm „Sibylle“ auf der Berlinale 2015 – ein Mysterythriller, der Anfang 2016 in die deutschen Kinos kommen wird.

Erlernt hat Krummenacher seinen Beruf – nach harter Auslese – übrigens an der „Hochschule für Film und Fernsehen“ in München, wo unter anderem auch Wim Wenders, der legendäre Produzent Bernd Eichinger und die Oscar-Preisträger Caroline Link und Florian Henckel von Donnersmarck studiert haben.



Was reizt ihn an seinem Beruf?

„Zunächst natürlich Geschichten zu erzählen,“ sagt er. „Denn das tut ja ein Regisseur: Er ist ein moderner Geschichtenerzähler – mit der Hilfe ganz vieler Menschen. Die Frage ist also, welche Geschichten mich reizen.“ Hier denkt er nach und formuliert seine Worte sehr konzentriert: „Es sind die Themen, in denen sich hinter der vordergründig funktionierenden Fassade Abgründe auf-tun! Vielleicht hat das etwas mit meinen Erfahrungen als Schweizer zu tun. Denn ich glaube, in der Schweiz wird man dazu erzogen, dass vordergründig immer alles korrekt laufen muss. Die Probleme dahinter bleiben aber für einen allein. Wie man damit fertig wird, wenn es nicht so klappt, kann einem schon düstere Welten eröffnen.“

Dann fährt er fort: „Für mich war Deutschland zum Beispiel ein Kulturschock! Weil einem da jemand ganz direkt sagt, was er denkt. So etwas passiert einem in der Schweiz ganz selten, obwohl ich inzwischen diese Offenheit zu schätzen gelernt habe. Sehr sogar! Es kann allerdings sein, dass sich das später auch wieder ändert. Aber für das berufliche und inhaltliche Finden ist die deutsche Form des offenen Dialogs sehr hilfreich.“

Bezieht er seine Bilderwelt aus Schwyz?

„Nach meinem Gefühl schon,“ sagt er. „Die Region ist ja sehr filmisch. Ich finde die Berge drumherum dramatisieren alles, was man sieht. Wenn man irgendwo am Rand von Schwyz eine Frau mit einem Kinderwagen sieht, dann ist das sofort ein Bild. Und vielleicht eine Geschichte. Anderswo ist es nur eine Frau mit einem Kinderwagen.“ Hier macht er eine Pause, als ob er das Bild gerade plastisch vor sich sieht.

„Ich mochte schon immer in Schwyz den Gegensatz zwischen der rauen Natur und dem Ortsbild,“ fährt er fort. „Daraus ergeben sich

spannende Formen des Kontrastes, die ganz aus sich heraus eine Geschichte erzählen können.“

Vielleicht spielt deshalb sein Part in „Heimatland“ im Muotatal? „Mir war es wichtig“, sagt er dazu, „dadurch den ländlichen Part im Film repräsentiert zu sehen. Deshalb habe ich auch nur mit Laiendarstellern aus dem Muotatal gedreht. So konnte ich ihren Dialekt ganz authentisch einsetzen.“

Gibt es einen Film, von dem er sagen kann, DER hat mich zum Kinomachen gebracht? Oder ist eine solche Frage naiv?

„Absolut nicht. Der Film war `Stranger than Paradise´ von Jim Jarmusch. Der ist eindeutig dafür verantwortlich, dass ich vom Filme gucken zum Filme machen übergewechselt bin. Als ich in der Eröffnungssequenz die Hauptdarstellerin gesehen habe, wie sie durch New York geht, da wusste ich: So was will ich auch machen. Obwohl das keineswegs ein riesendramatischer Moment in dem Film ist, aber er ist einfach wunderschön.“

Um zu aussergewöhnlichen Leistungen vorzustossen, braucht man aussergewöhnliche Impulse. Jim Jarmusch ist kein schlechter Impulsgeber.

Dann setzt er nach: „Bei allem Willen, Filme zu machen, die auch den Kopf berühren sollen, will ich auch gerne zugeben, dass ich es richtig toll finde, wenn das ganze Kino in einer Szene kollektiv erschrickt. Und emotional mitgeht. Damit will ich sagen: Kino muss einen ganz packen. Nicht nur den Kopf.“

Wie angenehm, dass da einer seine Kunst der Verführung auch mit Lust einsetzt und keine psycho-

logischen Fortbildungsseminare auf die Leinwand bringen will, was im Arthouse-Bereich leider all zu oft der Fall ist. Kühl betrachtende Zustände-sezierer sind Krummenachers Filme deshalb nicht.

„Egal ob es eine Komödie, ein Horrorfilm oder ein Thriller ist: Ich finde es klasse, wenn Filme mit den Zuschauern etwas machen. Dadurch hat für mich der urbane Raum `Kino´ seine Berechtigung: Als Ort des Gemeinschaftserlebnisses `Film gucken´.“

Schreibt er eigentlich seine Drehbücher selbst?

„Bis jetzt schon. Früher habe ich allein geschrieben, in letzter Zeit immer mehr mit Co-Autoren. Ich mag das sehr, wenn die Ideen wie der Ball bei einem Pingpong-Spiel hin- und herfliegen. Ich kenne meine beiden Co-Autoren aus der Münchner Filmhochschule. Mein Jahrgang war nämlich echt ein Glücksfall. In einer Hochschule sammeln sich ja Studenten aus allen Himmelsrichtungen und wenn dann ein Jahrgang so klasse ist wie der meine, dann entstehen daraus viele Anlässe, um zusammen zu arbeiten.“

Und die Musik?

„Die macht seit meinem ersten Kurzfilm Björn Magnusson. Er kommt auch aus Schwyz und ist mit mir zusammen aufgewachsen. Seine Musik gehört einfach zu meinen Filmen. Er ist irgendwie ein Stück Heimat für mich.“



„Damit die Filme entstehen, wie ich sie sehen will, muss vielleicht noch etwas wirklich Neues gefunden werden.“



Womit wir bei der Zukunft des Kinos sind!

Wie sieht der Regisseur Michael Krummenacher die Zukunft der Stätte, für die er arbeitet? Vor allem in Zeiten von Mega-Bildschirmen daheim und TV-Filmen in HD-Qualität?

„Ich glaube, es ist eher die Frage, wie sich die *Filme* weiterentwickeln, die wir Regisseure machen. Es wäre falsch, wenn sie sich zu früh musealisieren und nur noch für eine ganz kleine, eingeschworene Gruppe von Kennern funktionieren, die sich in elitärer Selbstbespiegelung daran ergötzen. Kino muss attraktive Verpackung sein für ansprechende Themen. Die sollen den Zuschauer aktivieren, lustvoll mitzudenken. Aber nicht

wie bei `Transformers´ und dergleichen die Zuschauer erschlagen und sie zu passiven Konsumenten machen. Solche neuen Stoffe zu entwickeln und zu drehen, ist die Verantwortung von uns Regisseuren.

Verstehen Sie mich nicht falsch: Ich finde es nicht verwerflich, wenn Filme nach bestimmten Mustern immer wieder produziert werden, damit sie an den Kassen funktionieren. Aber es muss auch Haltung darin zu sehen sein. Heute mehr denn je.“ Hier macht Krummenacher eine Denkpause.

„Damit die Filme entstehen, wie ich sie sehen will, muss vielleicht noch etwas wirklich Neues gefunden werden. Etwas noch nicht Gesehenes, das trotzdem erfolgreich ist.“

Hätten er und seine Kollegen diese Einstellung nicht, wäre es um die Zukunft des Kinos wahrlich schlecht bestellt. Denn nur der Wille, Neues finden zu wollen, ist der Antrieb, unbekanntes Terrain zu betreten. Im Kino und überhaupt.

Wenn die bekannte Fee mit dem alle Wünsche erfüllenden Zauberstab käme, was würde er sich von ihr wünschen? Dieses Neue plötzlich zu entdecken?

Hier macht er eine sehr lange Pause und sagt dann gänzlich unerwartet: „Eigentlich möchte ich immer nur die Chance kriegen, meinen nächsten Film machen zu können. Und im Idealfall mit mehr Budget als bisher, denn Geld ist beim Film Zeit – und Zeit ist das kostbarste Gut, um einen guten Film besser zu machen.“

Und was würde er dann drehen? Etwas ganz Neues?

Darauf lächelt er irgendwie sibyllinisch. 🍷



DER ALPHORN POLYPHONIKER

34

Schweyz

39

DER INNERSCHWEIZER
KULTURPREISTRÄGER
HANS KENNEL ÜBER
ALPHÖRNER, BÜCHEL,
JÜZLI UND DAS
WOHLTEMPERIERTE
KLAVIER

von *Andreas Lukoschik*

Hans Kennels musikalische Wurzeln liegen bei Verdi und der Ländlermusik. Verdi, weil seine italienische Mutter sich daheim in Seewen Arien aus Verdi-Opern in der Küche anhörte. Die Ländlermusik dagegen kommt von seines Vaters Seite. Der spielte sie selbst und nahm den kleinen Hans gerne zu einschlägigen Konzerten mit. Darüber hinaus hörte der

Vater aber auch schon früh Jazz auf dem amerikanischen Soldatensender AFN.

»Ich wusste als Kind natürlich nicht, was das eine und das andere war. Aber diese Klangwelten waren mein akustisches Zuhause.«

Hans Kennel macht eine Pause. Als ob er in die Klänge vergangener Zeiten hineinhören würde und fährt dann fort: »Wir hatten auf der Rigi eine Alp, wo ich im Sommer und an schulfreien Tagen auf die damals noch gehörnten Kühe und Ziegen aufpassen musste – was ich übrigens sehr genossen habe. Dort oben hat unser Alpsenn – der Adolf Betschart aus dem Muotatal – für mich bei der Arbeit auf rätselhaft schöne Weise gejuzt. Das hat mich richtig verzaubert.



ILLUSTRATION: Christian Eckert

In der Zeit der höheren Schulausbildung und insbesondere während meiner Jahre am Konservatorium in Freiburg fing ich jedoch an, bildungsbürgerliche Allüren anzunehmen und das Alte als minderwertig zu verdrängen.

In ehrlichen Momenten war ich allerdings immer im Zwiespalt: Denn, wenn ich mich an diese Musik erinnerte, dann spürte ich sehr, dass sie mir gefiel. Andererseits schaltete sich dann wieder der Kopf ein und sagte mir, dass ich doch jetzt Streichquartette von Béla Bartók hörte und mich mit Zwölfton-Musik beschäftigte.

Aber wie ich heute weiss, war die andere Musik nie weg. Sie steckte mir immer in den Knochen. Tut es bis heute.«

Auf diese Weise erfuhr Hans Kennel am eigenen Leibe, woran viele Zeitgenossen ebenfalls knabbern: Gehört das Gehörte jetzt zur Ländlermusik? Oder ist das eher volkstümliche Musik? Oder Volksmusik? Oder ist das gar Jazz? Und vor allem: Darf mir so etwas überhaupt gefallen?

Aber ja doch! Es ist nicht wichtig, in welche Schublade das Gehörte einsortiert wird. Denn Musik ist die Sprache der Seele. Und die sollte der Zuhörer bei sich zum Klingen bringen. Durch Öffnung. Von Ohren und Herz. Und nicht dadurch, dass er beides in Schubladen schiebt, die er nur dann öffnen darf, wenn das Musiketikett und das Schubladenetikett zusammenpassen.

Das bedeutet natürlich nicht, dass er beim Musikhören sein Hirn ausschalten muss. Überhaupt nicht. Aber das Herz ist definitiv der richtige »Klangkörper«.

Die »wohltemperierte« Prägung

Apropos »klingen«. Da hat ein gewisser Johann Sebastian Bach vor knapp 300 Jahren mit seinem »wohltemperierten Klavier« unsere Hörgewohnheiten einschneidend geprägt.

Diese Temperierung war und ist nichts anderes, als eine Oktave in gleiche Halbtonschritte zu unterteilen. Die dabei entstehenden temperierten »Terzen« klingen für unsere Ohren sehr harmonisch, weshalb auf dieser Temperierung die uns vertraute Musik westlicher Kulturen basiert – von Mozart über die Beatles bis zur Steiner Chilbi.

»Erst Béla Bartók hat Anfang des 20. Jahrhunderts diese allseits gepflegte Terz-Seligkeit verlassen« sagt Kennel, »und Quarten und Quinten wieder aufgewertet.«

„Es ist nicht wichtig,
in welche Schublade das
Gehörte einsortiert wird.
Denn Musik ist die
Sprache der Seele.“





HINWEIS:

Hans Kennel tritt mit seinem Programm »Gäzig« am 19. September um 20:15 im Theater im Kupferturm auf.

CDs, DIE HANS KENNELS MUSIK GUT ZEIGEN

– »Mytha – How it all started«
(Eine Produktion des Westdeutschen Rundfunks)

– »Üses« mit Hans Kennel und den »Alphorn Grooves«

Béla Bartók wurde ihm darin und in einem anderen Punkt ein Vorbild. Denn zusammen mit seinem Komponisten-Freund Kodály ist Bartók als Erster durch die Slowakei, Ungarn, Slowenien, Rumänien und Teilen Bulgariens gezogen, um Bauernmusik, Volkslieder und Kindergesänge mit den ersten Aufnahmegeräten aufzuzeichnen.

»Später hat er sie unverändert oder anders arrangiert publiziert«, so Kennel. »Das wollte ich mit der Musik meiner Wurzeln auch machen.« Ein Vorhaben, das ihm nicht nur gelungen ist, sondern für das er seit vielen Jahren auf seinen Tourneen gefeiert wird.

»Ein anderer Punkt, der mich für Bartók eingenommen hatte, sind seine Quinten und Quarten. Sie gibt es nämlich ebenso in den Harmonien bei unseren heute noch gepflegten Jüzli.«

An dieser Stelle muss die Frage gestattet sein: Welcher Städter, der mit Konzertabonnement und

Bildungsattitüde auf das ländliche Schwyz herabblickt, hätte gedacht, dass Bartók und Jüzli solche Gemeinsamkeiten haben?

Bildung ist eben nicht etwas, das man hat, sondern etwas, das wir beständig *neu erwerben müssen*. Und zwar ein Leben lang – durch Zuhören! Nicht nur wenn Musik erklingt, sondern auch und gerade bei anderen Menschen.

Das Alphorn

Zurück zu Hans Kennel. Der entdeckte nach langer Zeit des Komponierens und Musikmachens eines Tages das Alphorn seiner Schweizer Heimat. Das geschah bei einer Reise am Fusse der legendären Eiger-Nordwand. Dort packte ihn dieses Instrument – samt Echo.

Als sich der passionierte Jazz-Trompeter schliesslich mit Alphorn und Büchel beschäftigte, sah er sich einer bedeutsamen Einschränkung bei seinen Kompositionen für diese beiden Instrumente gegenüber: Beide haben keine Ventile, weshalb sie keine Halbtöne spielen können, sondern nur Naturtöne. Er suchte deshalb für seine Kompositionen Intervalle, die neu, aber vor allem auch gut klangen. Eines Tages hatte er die Idee, dass er doch Alphörner in verschiedenen Tonarten zusammenstellen könne.

»Und das haben wir dann auch gemacht«, erzählt er. »Wir haben Alphörner in C und Büchel in F genommen. Das ergab ganz neue Klangerscheinungen. Sie erinnerten an Bartók – ohne dass wir Bartók imitieren wollten. Es hat sich einfach so ergeben. Das habe ich dann die *Alphorn Polyphonie* genannt.«

Damit feierten Hans Kennel und seine Musiker grosse Erfolge. Und – sie gaben der gesamten Alpenhornliteratur völlig neue Impulse. Viele junge Musiker nahmen diese Anregungen auf und entwickelten sie weiter. Kennel selbst natürlich auch. Bis zum heutigen Tag.

Zur Zeit ist er mit Regina Steiner (LU), Christine Lauterburg (BE) und Leo Bachmann (ZH) auf Tournee. Mit Büchel, Trompete, Tuba, Violine und ... Jüzli. »Gäzig« heisst das aktuelle Programm voller authentischer Klangwelten und seelenvoller Musik mit archaischer Kraft. Gänsehaut inbegriffen.

Übrigens: »Das Juzen«, erläutert Hans Kennel, »wird oft und gern im Kanton Schwyz allein mit dem Muotatal verbunden. Aber auch die Schwyzer, Oberiberger, Ilgauer und Sattler juzen. Nicht aber die Brunner. Die tun es vermutlich deshalb nicht, weil Brunnen ein Fremdenkurort mit mediterranen Zügen ist. Brunnen war schon immer eine andere Welt.«

Hans Kennel sieht sich selbst übrigens als durch und durch urbanen Musiker, der sich einfach mit seinen Wurzeln beschäftigt hat. »Je länger das dauerte«, sagt er mit einem Lachen, »desto faszinierender fand ich das.«

Das spricht für ihn und seine Redlichkeit. Wollte er doch auf diesem Wege herausfinden, aus welchen Quellen sich sein Musikverständnis und dessen Ästhetik speist. Dabei halfen ihm die Erkenntnisse der Psychoanalyse von C.G. Jung und dessen Archetypen. Denn Kennel merkte, dass auch die Grundschwingungsarten der Physik keineswegs „temperiert“ sind. Sie folgen nämlich – wie die archaische Musik der Schwyzer Regionen – einander »untemperiert«.

Schwyzer Büchel und skandinavische Luren

Und weil Hans Kennel das Neue bis heute liebt, machte er auch vor fremden Ländern nicht Halt. So ist er viel in der Welt herumgekommen.

Wo immer er war, hat er diese Archetypen auch in anderen Ländern verfolgt und festgestellt, dass es eine Verbindung zwischen den Schwyzer Bücheln und den in Skandinavien gebräuchlichen Luren gibt. Ihre Form, ihre Bauweise, ihre Materialien, ihre Klänge: Identisch!

»Da bekommt doch gleich Meinrad Lienerts Sage *Die Herkunft der Schwyzer* einen ganz anderen Hintergrund«, sagt er dazu.

In der Sage – auf Seite 58/59 – erzählt Lienert, wie vor langer Zeit in Skandinavien die beiden Brüder Swyt und Schej mit ihrem Volke aufbrachen, um in die Wärme Italiens zu wandern. Ursprünglich wollten sie nach Rom, doch blieben sie am Fusse der Mythen und riefen: »Hier wollen wir wohnen in alle Ewigkeit!«

Nur eine Sage? Vielleicht auch mehr. Hans Kennels Instrumentenforschung zumindest legt das nahe.

Am Ende aber zählt, nicht *was* die Luft in Schwingung versetzt, sondern *wer* und *wie*. Und da ist Hans Kennel einer, dem man gerne zuhört. Wie gesagt: Gänsehaut inbegriffen. 🍷





Chäfe

*Herbstwald bei
Dreiwässeren
FOTO: Stefan Zürrer*





» DAS KANN MAN NUR MIT HERZBLUT MACHEN! «

42

Wollerau

45

IN WOLLERAU WERDEN
DIE KÜNSTLER FÜR DAS
»TRAUMSCHIFF« GEBUCHT.

von Andreas Lukoschik

Wenn ein Kreuzfahrtschiff irgendwo auf der Welt einen Hafen verlässt, dann ist mindestens *ein* Schweizer Ehepaar an Bord. Mindestens! Denn die Schweiz ist eine grosse Seefahrer-Nation. Nicht nur wegen der »Alinghi«. Sondern generell. Wohlwissend, dass die Schweizer Berge ihm zuhause sicher sind, fährt der Eigenosse gern hinaus in die Weiten unserer schönen Welt – auf hoher See.

Hängt diese Tatsache mit dem zusammen, was Oliver-Konrad Gerbig bei der »DER Touristik Service AG« tut? Nur insofern, als dass er ebenfalls die hohe See liebt und seit drei Jahren im verträumten Wollerau arbeitet – für Luxusliner, die die sieben Weltmeere befahren.

Gerbig ist der Mann, der die Künstler auswählt, die an Bord nach dem abendlichen Dinner die Passagiere mit Musik und Show unterhalten. Keine leichte Aufgabe. Denn dazu muss man nicht nur die richtigen Künstler des gesamten deutschsprachigen Raums kennen – vor allen Dingen muss man mit ihnen umgehen können. Wie das gehen kann, hat er in vielen Jahren auf hoher See gelernt. Zwei Jahre lang als Clubmanager auf AIDA-Schiffen und weitere drei Jahre auf den weissen Dampfern von Phoenix-Reisen. Auf Schiffen also, die nicht nur auf so wohlklingende Namen wie »Amadea«, »Artania« und »Albatros« hören, sondern die viele Menschen aus dem Fernsehen kennen: Die MS Amadea als das neue »Traumschiff« des ZDF und die MS Artania aus der ARD-Serie »Verrückt nach Meer«. Wobei der »Vor-Name« MS für »Motor Schiff« steht. Im Gegensatz zum SS wie »Segelschiff.«

Es gab sogar einmal ein TS – ein »Turbinenschiff«. Das war die legendäre Maxim Gorki, auf der Gerbig ebenfalls im Einsatz war. Woran zu sehen ist, dass er das Leben an Bord von Kreuzfahrtschiffen seit vielen Jahren kennt.

Der Umgang mit Künstlern erfordert indes viel diplomatisches Geschick. Stehen sie doch während ihres Auftritts im uneingeschränkten Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. Danach aber müssen sie sich den oftmals strengen Gepflogenheiten der Arbeit an Bord eines Schiffes anpassen. Mancher übersieht dabei schon mal, dass er nicht im Urlaub ist (*auch wenn das gesamte Szenario*

diesen Gedanken nahe legt), sondern Dienstleister an Bord ist – im 24-Stunden-Einsatz.

»Ohne Herzblut können Sie diesen Beruf nicht machen,« erläutert Gerbig charmant seine Sicht. »Sowohl was die Arbeit *mit* den Künstlern betrifft als auch die Arbeit *der* Künstler selbst. Ich sage zu ihnen immer, dass es zu der familiären Atmosphäre unserer Schiffe gehört, immer und überall ansprechbar zu sein. Sie sollen Künstler zum Anfassen sein. Deshalb erwarten wir, dass sie sich nicht auf ihre Kabinen zurückziehen und nur zu ihren Auftritten erscheinen, sondern wirklich Menschen sind, mit denen unsere Gäste sich überall an Bord unterhalten können.«

New York City

Besondere Glaubwürdigkeit für seine Aufgabe bezieht Gerbig aus seiner eigenen Biografie. Der in Köln geborene Sohn eines Arztes lebte nach dem Abitur für mehrere Jahre in New York City und machte dort eine Ausbildung in Schauspiel, Regie, Choreografie und Gesang an so renommierten Schulen wie der »Nat Horne Musical Theater School« und beim legendären »Alvin Ailey«. Danach war er mehrere Jahre in Berlins »Theater des Westens« engagiert, leitete das »Schlosspark-Sommer-Theater in Bertolt Brechts Buckow« – der sogenannten »Märkischen Schweiz« – und inszenierte später auf Europas grösster Bühne – dem Berliner »Friedrichstadtpalast«. Kurzum: Er weiss, wie es AUF der Bühne ist, welche Schwierigkeiten es dort zu überwinden gilt und welche ungeheure Strahlkraft der Applaus haben kann.

»Arbeiten wir nicht alle für Applaus?« fragt er an dieser Stelle nicht ganz unberechtigt und setzt hinzu: »Letzten Endes geht es doch in jedem Beruf um Anerkennung. Beim einen kann man sie hören, weil Menschen ihre Handflächen rhythmisch aufeinanderschlagen. Beim anderen drückt sie sich im Diplom oder Meisterbrief aus, der voll Stolz an die Wand gehängt wird.«

Womit wir beim Stichwort »Erfolg« sind. Hat sich eigentlich das Programm, mit dem seine Künstler auf See ihr Publikum erreichen, im Lauf der Zeiten geändert?

»Durch die AIDA-Clubschiffe,« erklärt Gerbig, »hat sich das Durchschnittsalter in der gesamten Kreuzfahrtbranche eindeutig nach unten verschoben. Dementsprechend ist auch das Unterhaltungsprogramm deutlich jünger geworden. Musikwünsche gehen heute weniger in Richtung Operette als vielmehr zu Musicals. Beim Tanzen sind die Hits der `Rolling Stones´ gefragt. `I can't get no satisfaction´ ist die Musik, als unsere Passagiere jung waren. So ändern sich die Zeiten.«

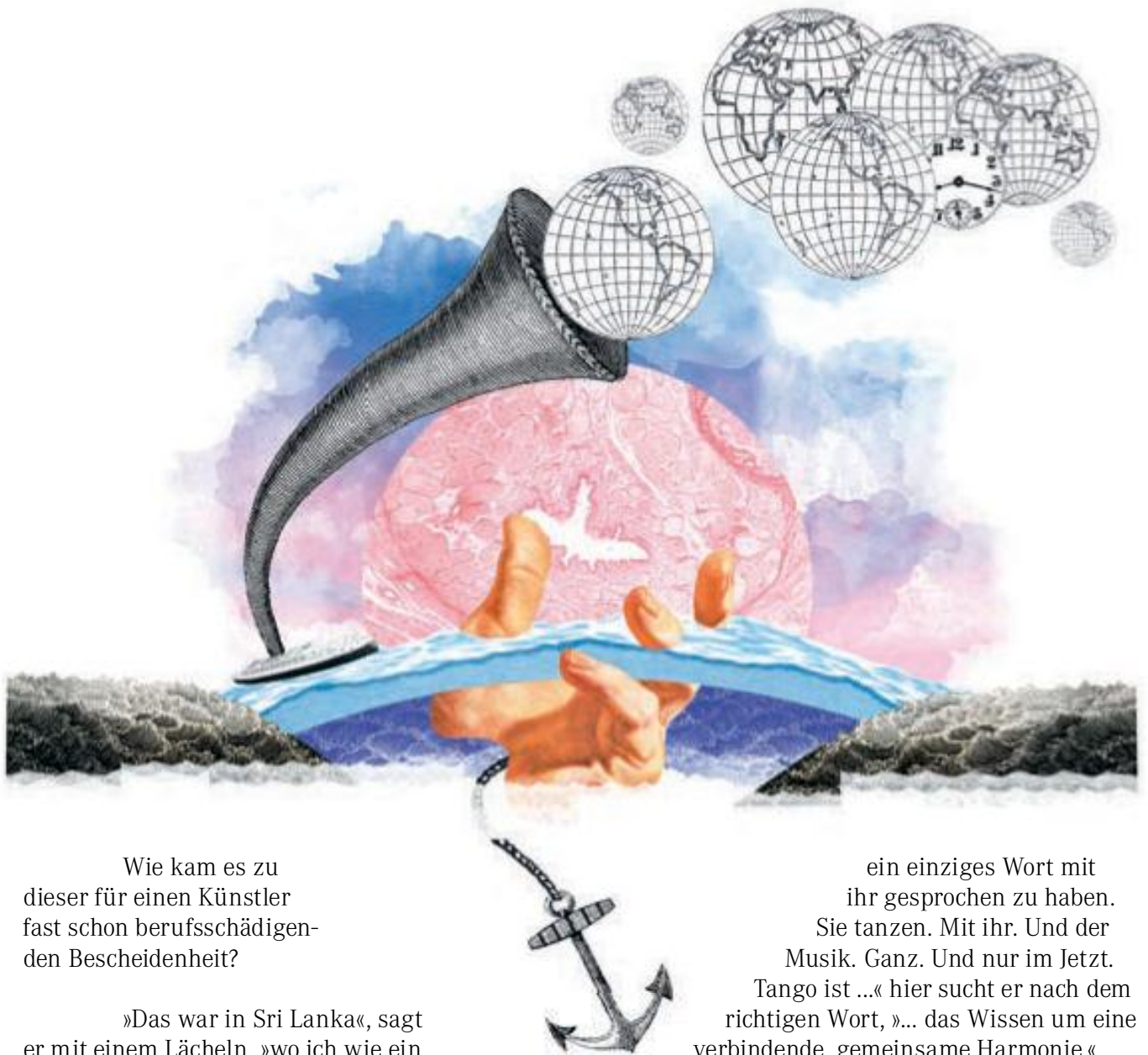
Das bedeutet nicht, dass sich seine Kreuzfahrtschiffe zu Heavy-Metal-Dampfern entwickeln. Dennoch entern allmählich die Baby-Boomer die Planken, die die Welt umrunden, wodurch die Lebendigkeit an Bord zunimmt – und sich mancher noch jünger fühlt.

Und Schwyz?

Wie ergeht es nun einem Mann, der die Welt sowohl von Spitzbergen bis Feuerland als auch am Äquator entlang zweimal umrundet hat, im Kanton Schwyz? Auf dem Trockenen?

»Überhaupt nicht. Meine Lebensgefährtin und ich geniessen es sehr, hier zu sein. Wir machen im Moment `Pass-Fotos´ – auf den verschiedenen Pässen fotografieren wir uns oben neben dem Schild.« Er lacht von Herzen. »Dann mache ich da einen Handstand, springe über das Schild oder mache irgendeinen anderen Blödsinn. Es ist toll, hier zu leben. Mal am Wochenende nach Como zu fahren oder im Winter für ein paar Stunden zum Skifahren in die Berge. Im Sommer hat ein Freund ein Boot auf dem Zürichsee, der uns – wir sind beide begeisterte Wakeboardfahrer – nach der Arbeit noch mal für ein Stündchen über den See zieht. Das ist schon eine Lebensqualität, die man andernorts lange suchen muss. Und die Menschen hier: Klasse. Beim letzten 1. August haben wir bei uns einen Karaokeabend gemacht. Da dauerte es nicht lange, da waren alle Nachbarn da, die auch noch ihre Gäste mitgebracht hatten. Es war toll. Wir haben viel gelacht.«

Ein Satz, den er im Gespräch öfter sagt und den man ihm gerne glaubt. Dabei spürt man, dass er nicht zu jenen gehört, die davon ausgehen, sie seien die *einzig*, die etwas auf die Beine stellen können.



Wie kam es zu dieser für einen Künstler fast schon berufsschädigenden Bescheidenheit?

»Das war in Sri Lanka«, sagt er mit einem Lächeln, »wo ich wie ein Verrückter die unendlich lange Treppe zu einer Buddhastatue hinaufgelaufen bin, weil ich unbedingt zu diesem Buddha wollte. Doch plötzlich sah ich eine weinrote Wand vor mir: buddhistische Mönche. Die gingen auch dort hinauf. An ein Vorbeikommen war nicht zu denken. Der Hinterste von ihnen drehte sich um und sagte mit dieser buddhistischen Mischung aus Ernst und Heiterkeit ganz ruhig zu mir: `Langsam. Geh mit uns.` Und dann sind wir ganz langsam da hinauf. In mir zitterte alles vor Ungeduld. Aber ich merkte: Ich komme trotzdem dort oben an – und zwar gelassener. Und wacher.

Die zweite Begebenheit, die mich verändert hat, war und ist bis heute der Tango. Denn das ist kein Tanz, sondern eine Lebenshaltung, ja ... eine universelle Sprache der Gefühle. Sie schliessen die Augen und verstehen die Partnerin aus ihren Bewegungen heraus, ohne auch nur

ein einziges Wort mit ihr gesprochen zu haben. Sie tanzen. Mit ihr. Und der Musik. Ganz. Und nur im Jetzt. Tango ist ...« hier sucht er nach dem richtigen Wort, »... das Wissen um eine verbindende, gemeinsame Harmonie.«

O.K.

Am Ende des Gespräches, das mit Gedanken über Kreuzfahrtschiffen und das Programm an Bord begonnen hatte, geht der Berichterstatter wieder seines Weges. Mit einem Lächeln. Ein bemerkenswerter Zeitgenosse, dieser Oliver-Konrad Gerbig.

Ob sich seine Eltern etwas dabei gedacht haben, als sie ihm seine Vornamen gegeben haben? Wer weiss? Klar aber ist, dass seine Anfangsbuchstaben sehr gut zu ihm passen. Denn er gibt den Menschen, mit denen er zu tun hat, auf eine heiter-ruhige Weise zu verstehen, dass sie sehr O.K. sind. Was eine ganz besondere Kunst ist. 🍷



*Blick von der Ochsenalp
an der Sattelflüe (links)
vorbei auf den Urner
See
FOTO: Stefan Zürrer*



gersau

M

I

H

T

E

R

48

Gersau

51

Z

!

SUSANN RIEDER IST EINE GUT GEERDETE FRAU, DIE DAS GEGENTEIL EINER UNTERLASSERIN IST: SIE IST UNTERNEHMERIN. BEI ALLEM, WAS SIE TUT.

von Andreas Lukoschik

Wenn Susann Rieder in ihr Haus in Gersau einlädt, der erkennt an vielen Details, dass dort eine Frau wohnt, für die »Herz« keinesfalls nur ein »Hohlorgan« ist, »das mit rhythmischen Kontraktionen Blut durch den Körper pumpt« – wie es

Wikipedia beschreibt. Das Herz ist für sie die Kraft, die alles aus der Mitte heraus schafft. Das Zentrum des Lebens. Die Mitte zwischen Hirn und Bauch.

Und deshalb sind bei ihr – in der ruhigen Wohnung an der Strasse zwischen Brunnen und Gersau – Herzen in vielerlei Gestalt zu sehen. Sie sind für sie kein lieblicher Dekorationsgegenstand einer heilen Welt, sondern ein Symbol für das, was in unsrer Welt abhanden zu kommen droht.

Denn »Herz« hat bei ihr auch viel mit »Herzensangelegenheit« zu tun. Also Angelegenheiten, die das Herz berühren. Und dabei gilt bei ihr: Ganz oder gar nicht.

So war es auch, als ihr Mann vor drei Jahren den Zuschlag bekam, das »Paradieshotel Rotschuo« am Ende von Gersau zu erwerben. Es handelte sich dabei um ein früheres Gästehaus der Unia Gewerkschaft, das zum Zeitpunkt des Kaufs in einem – *vorsichtig ausgedrückt* – etwas verwilderten Zustand war. Wer das Seegrundstück kennt, weiss, dass dort seit vielen Jahren die Brombeerhecken die Wiesen überwucherten und dass die Bäume drohten, am Efeu zu ersticken. Genau das richtige »Unternehmen« für Susann Rieder und ihren Mann Rudolf Stump. Wollten sie dieses Anwesen wieder in Schwung bringen, dann ging es nur mit »ganz oder gar nicht«. Sie entschieden sich – wen wundert's – für »ganz«.

Der »kleine« Haken

Das Anwesen hatte zusätzlich noch einen »kleinen Haken«. Es konnte ein zusätzliches Areal zum vGästehauskomplex erworben werden, bei dem es sich um eine landwirtschaftlich nutzbare Fläche handelte. Möglicherweise fragt sich der geneigte Leser, was daran ein Haken sein soll? Die Antwort liegt in den vielen Regularien des Alltagslebens: Eine solche Zone darf nur von jemandem



ILLUSTRATION: Christian Eckert



bewirtschaftet werden, der dazu befugt ist. Und das bedeutet: Der Bewirtschafter muss eine entsprechende Ausbildung an der »Landwirtschaftlichen Schule Pfäffikon« absolviert haben. Hat man die nicht, muss man sie machen. So einfach ist das. Und so folgenreich.

Nun kommt Susann Rieder zwar aus einer Familie mit einem Bauernhof, sie kennt also von Kindesbeinen an das Arbeiten auf dem Hof. Aber es fehlte ihr die *formale* Qualifikation. Denn nachdem sie von zuhause losgezogen war, wurde sie Unternehmerin. Sie hat in ihrem Berufsleben

die Lebensmittelmarke »Le Patron« aufgebaut und später verkauft. Zum Zeitpunkt, als das Thema »Landwirtschaftsschule« aufs Tapet kam, hatte sie also schon ein erfolgreiches Berufsleben als Unternehmerin hinter sich.

Weil ihr das »Rotschuo«-Areal am Herzen lag (siehe oben), entschied sie sich auch hier für »ganz« und sagte: »Gut, dann drücke ich noch einmal die Schulbank!« Und sie drückte. Eine Woche Schule, zwei Wochen Praxis, dann wieder eine Woche Schule und so weiter. Ein gutes halbes Jahr lang. Wobei erschwerend hinzukam, dass ihr als Einziger zusätzlich zu den obligatorischen 750 Stunden Praxis weitere 750 Stunden auf einem Biobauernhof auferlegt wurden. Und obwohl sie sich nicht gerecht behandelt fühlte, zog sie diese Auflage durch. Ganz oder gar nicht eben.

Um diesen praktischen Teil erfüllen zu können, brauchte sie Glück. Und das hatte sie. Denn sie fand auf dem Bio-Bauernhof »Urenmatt« der Familien von Edi Baumann-von Weber und Lukas Vogler-Breu in Rickenbach eine Hofgemeinschaft, die sie aufnahm. Das Glück daran war, dass die Urenmattler nicht – wie alle anderen – einem Jungbauern, der vor Kraft nicht laufen konnte, den Vorzug gaben, sondern Susann Rieder nahmen.

Die anfänglichen Wetten der anderen Bauern, mit denen sie die Schulbank drückte, liefen denn auch nicht gerade zu ihren Gunsten. Die einen gaben ihr »eine Woche«, einige wenige »zwei Wochen«. »Danach ist sie fertig!« war die einhellige Meinung.

Doch da hatten sie nicht mit Susann Rieder gerechnet. Denn die ist eine Steherin. Und sie stand. Ihren Mann. Oder besser: »Ihre Frau«.

»2000 Lauch, 2000 Sellerie, 2000 Nüsslisalat etc anpflanzen – meist auf den Knien. Das war schon eine Herausforderung.« Aber sie meisterte sie so gut, dass eine Freundschaft mit den Urenmattlern entstand. Die verabschiedeten sie am Ende des halben Jahrs mit einem feinen Essen und schenkten ihr einen Hahn für den Hühnerstall auf dem Gelände des »Paradieshotels«.

»Ich liebe Hühner«, sagt Susann Rieder dazu, »schon seit meiner Kindheit. Und der Harry Hahn von den Urenmattlern ist absolut liebenswert. Er frisst meinem Mann aus der Hand und lässt sich sogar streicheln. Das habe ich noch nie bei einem Hahn erlebt.«

Susann Rieder ihrerseits revanchierte sich Woche für Woche und half bis Ende 2014 der Hofgemeinschaft jeden Freitag vor dem Markttag beim Rüsten der Gemüse. Freiwillig. Um es noch einmal klar zu sagen: Aufgrund ihrer beruflichen Lebensleistung hätte Susann Rieder gemächlich in Gersau am See sitzen und privatisieren können. Aber das wäre wohl das von ihr weniger geschätzte »gar nicht« gewesen. Also hat sie sich für das »ganz« entschieden: Das »Paradieshotel Rotschuo«.

Seit drei Jahren arbeiten die Rieder-Stumps nun schon am Paradieshotel. Die Bäume sind vom Efeu befreit, die Brombeerheckenwucherungen zurückgeschnitten, der Seeanstoss mit einem Schiffssteg ausgestattet. Und Susann Rieder ist jetzt in der Lage, das landwirtschaftliche Areal zu bewirtschaften.

»Das wird ein Familienhotel im doppelten Sinn,« sagt Susann Rieder mit einem Funkeln in den Augen, aus denen die Unternehmungslust nur so sprüht. »Unser Sohn ist der Architekt des Ganzen, unsere Tochter und ihr Mann leiten das Restaurant und das Hotel. Mein Mann und ich sind für den Park und das landwirtschaftliche Areal zuständig. Es wird also einerseits ein Hotel

unserer Familie und gleichzeitig auch ein Hotel für die Familien *unserer Gäste* sein. Denn wir wollen nicht ein weiteres Fünf-Sterne-Haus an den Vierwaldstättersee setzen, sondern ein gutes Vier-Sterne-Haus mit SPA schaffen, in dem sich Eltern mit ihren Kindern wohlfühlen.«

Wobei der Park das Herzstück des »Paradieshotels« sein wird. Er ist bereits im Bundesamt für schützenswerte Parks in Bern wegen seiner exotischen Bäume aus aller Welt registriert. Die Gersauer ahnen wohl schon lange, dass hier ein echtes Bijoux auf dem Areal ihres Ortes entstehen wird. Denn sie unterstützen dieses Projekt, wo immer es geht. Eine Unterstützung, die Susann Rieder und ihre Familie sehr gut brauchen können.

Obwohl vor ihrem inneren Auge alles schon im Detail gestaltet ist, gibt es noch viel zu tun: Vom Imkerhäuschen über das Gärtnerhaus samt Hühnerstall, einem kleinen Laden für Innerschwyzer Käsespezialitäten, den Bootsanleger und das Restaurant bis hin zum Neubau des 50 Zimmer-Hotels mit seinen 300 Metern Seeanstoss. Es wird wohl noch zwei, drei Jahre dauern, bis alles so weit ist, wie es sich Susann Rieder und ihre Familie vorstellen. Aber sie sind auf dem besten Wege.

Was wünscht sie sich für ihr »Paradieshotel«, wenn es einmal fertig sein wird?

»Nachhaltig soll es sein. Gemütlich. Zufriedene Gäste. Und zufriedene Kinder, die es führen. Ich möchte ihnen etwas Schönes hinterlassen, dass ihnen und mir gefällt.«

Ein solches Projekt schafft man nur, wenn es einem am Herzen liegt. Deswegen ist Susann Rieder auch die Richtige – für das neue »Paradies«. 🍷



Küssnacht

*Blick von Hergisbühl
(Mertschachen) ins
ferne Luzerner Land
FOTO: Stefan Zürrer*



DER TRAKTOR-REVOLUTIONÄR

ODER

UND WER HAT'S ERFUNDEN? DER KNÜSEL SEPP!

54

|

Küssnacht

|

57

von Andreas Lukoschik

Dass Traktorenbau etwas für Kenner und Könner ist, weiss man, seitdem Ferruccio Lamborghini mit dem Bau von Traktoren sein Sportwagen-Imperium begründet hat. Aber Sportwagen interessieren den Küssnachter Sepp Knüsel nicht. Sein Thema sind Landmaschinen. Seit inzwischen 40 Jahren.

»Wissen Sie, mit 20 habe ich mir nach meiner Ausbildung zum Landmaschinenmechaniker gesagt: Sepp, Du machst nicht dasselbe wie die anderen, sondern etwas Neues – und das richtig gut.« Ein Vorsatz, den er erfolgreich in die Tat umgesetzt hat. 40 Mitarbeiter hat er nun, mit denen er ein sehr spezielles Gefährt baut – den »RigiTrac«.

Dass der anders ist als andere Traktoren, liegt daran, dass der Knüsel Sepp nicht nur ein begnadeter Mechaniker ist, sondern als Bauerssohn weiss, was ein Traktor in der Innerschweiz leisten muss. Dieses Wissen entstand aus dem Mangel am richtigen Gerät. Die handelsüblichen Maschinen waren damals weit davon entfernt, das zu können, was eigentlich gebraucht wurde: Besonders am Hang verloren sie schnell ihre Stabilität, ihre Wendigkeit liess zu wünschen übrig und weil alle Arbeitsgeräte an den Traktor angehängt wurden, überfuhr man – notgedrungen – zunächst einmal das, was bearbeitet werden sollte.

Bis Sepp Knüsel mit seinem ersten RigiTrac eine Alternative bot, hatte niemand darüber nachgedacht, was *anders* gemacht werden könnte. Genau das war seine Chance: Knüsel dachte den Bau eines Traktors vom Einsatz am Hang her und das war völlig neu!

Der Neu-Denker

Ihm war von Anfang an klar, dass die Vorder- und die Hinterachse nicht starr miteinander verbunden sein durften. Sie sollten mit einer Art Gelenk verbunden sein, das in der Längsachse

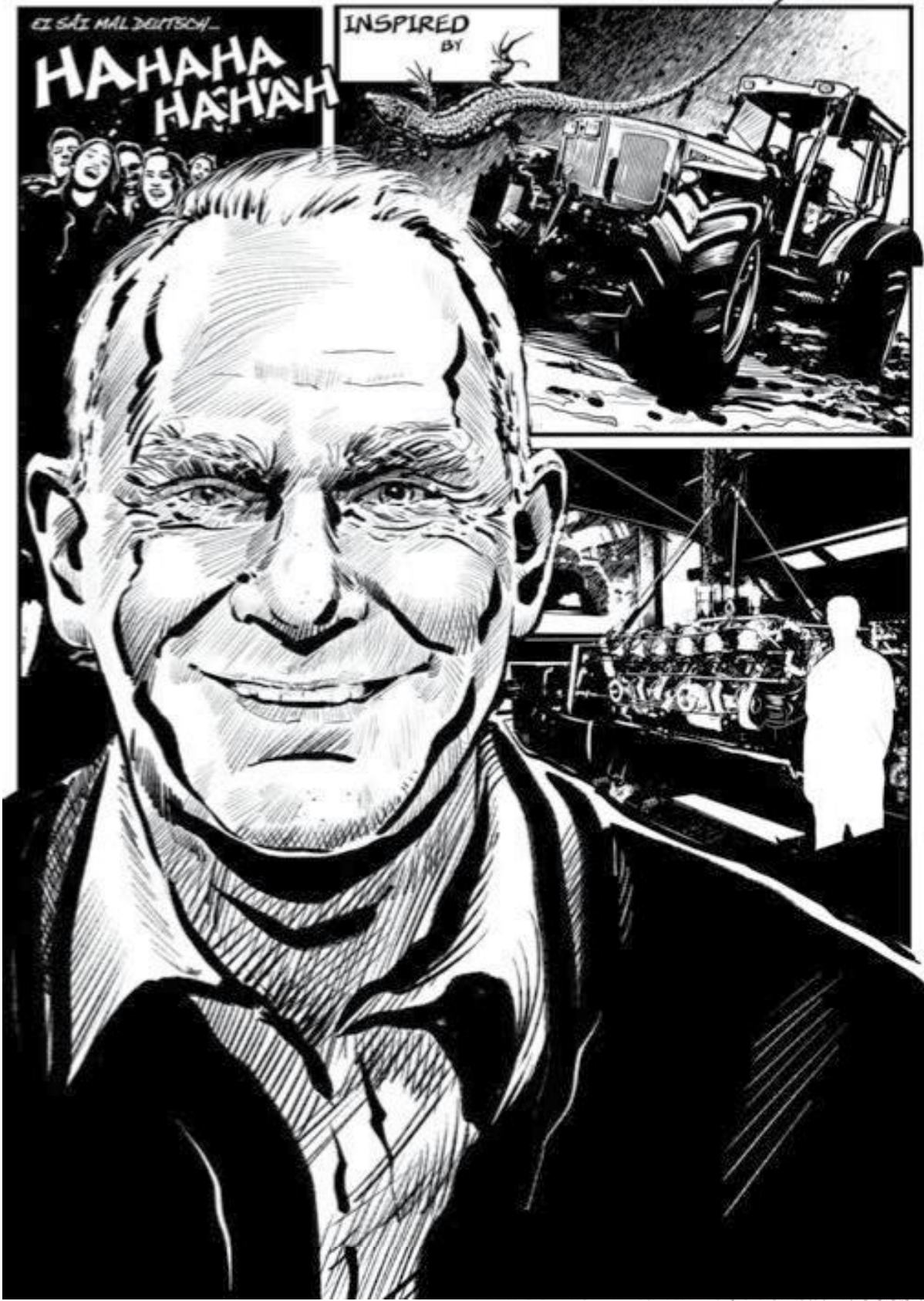


ILLUSTRATION: Christian Eckert

drehbar ist. Dadurch passt sich der Traktor dem unterschiedlich schrägen Hangboden wie eine Eidechse an.

Die Eidechse war auch die Inspiration für die Art, wie er Vorder- UND Hinterräder lenken wollte. Statt nur mit der Vorderachse zu lenken, sollte sein Trac auch mit der Hinterachse lenken können – und zwar unterschiedlich. Variante 1: Lenken die Vorderräder nach links, lenken die Hinterräder nach rechts. Dadurch hat sein Traktor einen sehr kleinen Wendekreis und gleichzeitig eine hohe Hangstabilität. Variante 2: Vorder- und Hinterachse lenken in eine Richtung. Das Resultat: eine hohe Wendigkeit auf kleinem Raum.

Ausserdem platzierte er den Motor nicht auf die Vorderachse wie die anderen Hersteller. Knüsel setzte ihn in die Mitte zwischen Vorderachse und das drehbare Gelenk. Dadurch schuf er eine andere Gewichtsverteilung und konnte so alle Arbeitsgeräte vom Fahrzeugende auf dessen Front verlagern. Dadurch fährt sein Rigi-Trac das Heu, das er wenden oder rechen will, nicht zuvor mit den Reifen platt. Ausserdem kann der Fahrer so besser sehen, was er tut – und schaut bei der Arbeit auch noch in Fahrtrichtung, was die Sicherheit erhöht.

Und noch eine Innovation hatte sich der Knüsel Sepp ausgedacht: Bei seinen Traktoren sind Vorder- und Hinterräder gleich gross. Die Folge: Alle Räder drehen sich gleich schnell – und belasten damit den Boden mit der gleichen Kraft. Sind die Hinterräder grösser als die Vorderräder, müssen sich die Vorderräder schneller drehen, um die gleiche Strecke zurückzulegen. Dadurch graben sie sich leichter in lockeren Grund ein. Landschaften und Reifenverschleiss sind die Folge.

Schliesslich führte er bei seinem RigiTrac auch noch etwas



Elektronik ein. Wozu? Damit der Fahrer die Geschwindigkeit so einstellen kann, dass der Traktor selbst bei voll durchgetretenem Gaspedal nicht schneller fährt als programmiert. Ein nicht zu unterschätzender Sicherheitsvorteil. Gerade auf unebenem, geneigtem Grund.

All diese benutzerfreundlichen Entwicklungen hat er mit einer Vielzahl an Patenten abgesichert – und sich so eine besondere Position im internationalen Traktorenbau erworben.

Im vorigen Jahr wurde er denn auch auf der Hannover Messe – die grösste Messe ihrer Art weltweit – für seine Entwicklungsarbeit mit einem Preis ausgezeichnet, auf den die Entwicklungsabteilungen aller (!) grossen Traktorhersteller scharf sind – den »Award of Merit« der European Society of Agricultural Engineers. Diese Auszeichnung wird nur einmal pro Jahr vergeben und das nur als erster Preis. Es gibt keinen zweiten oder dritten.

»Da haben sie eine Laudatio auf mich in Englisch gehalten«, erzählt Sepp Knüsel, »und ich sollte mich dann auch in Englisch bedanken. Aber das konnte ich nicht und so habe ich einfach auf deutsch gesagt `95 Prozent der Anwesenden sprechen ja sowieso deutsch, da kann ich doch auch auf deutsch antworten´. Da haben alle gelacht – und meine Worte verstanden. Das war ein schöner Tag!«

Der Massschneider

Die Knüsels haben Benzin im Blut. Oder ist es Diesel? Auf jeden Fall arbeitet die ganze Familie in seinem Unternehmen, das der Einfachheit halber »Sepp Knüsel« heisst. Seine Frau Marlis managt das Unternehmen. Sie hat mit flotter Hand alles im Griff. Das Telefon ist ihr ständiger Begleiter, mit dem sie alles steuert. Denn das Unternehmen baut nicht nur Traktoren, sondern hat einen umfassenden Inspektions- und Reparaturbetrieb – auch für Traktoren anderer Fabrikate. Marlis Knüsel dirigiert den Verkauf der eigenen und fremder Traktoren und hält ihrem Mann den Rücken frei.

Die vier Töchter sind ebenfalls im Unternehmen im Einsatz: Edith kümmert sich um das Personal und die Buchhaltung, Theres konzentriert sich auf die Geschäftsleitung, Doris leitet das

Rechnungswesen und Ruth, die Jüngste, schraubt in der Montage und arbeitet mit dem Vater an der Entwicklung weiterer Innovationen. Denn »Ideen habe ich viele. Meistens mache ich die Entwürfe dafür am Abend. Wenn ich meine Ruhe habe. Denn tagsüber entwickeln wir meist Lösungen für unsere Kunden. Die haben nämlich oft spezielle Wünsche, mit denen sie zu uns kommen.«

Bleibt da noch Zeit für ein Hobby?

»Selbstverständlich!« Als Knüsel das sagt, flackert ein verschmitztes Lächeln in seinen Augenwinkeln. »Ich restauriere alte Landmaschinen und stelle sie in mein Museum. Da müssen Sie mal vorbeikommen. Ich zeige da die gesamte Entstehung des Verbrennungsmotors, von Autoelektrik und Schmiertechnik anhand alter Maschinen. Ich arbeite gerade an der Restaurierung einer alten Dampfmaschine aus Paris von 1889. Da sieht man, was unsere Vorfahren schon für geniale technische Lösungen gefunden haben. Ich habe eine andere alte Maschine aus Winterthur, die schon vor der Erfindung von Rudolf Diesel mit Selbstzündung arbeitete.«

Wer ihm zuhört, wundert sich nicht darüber, dass seine Töchter ebenfalls von diesem Virus infiziert sind. Denn die Arbeit ihres Vaters ist nicht nur dessen Leidenschaft, er macht sie – so wie er es sich mit Zwanzig vorgenommen hatte – »richtig gut«.

Auf die Frage, wann seine Traktoren zur grossen Inspektion müssten, sagt er: »Nach 1000 Betriebsstunden.« Und für den Berichterstatter, dem die Vergleichsmöglichkeit zur Einschätzung dieser Aussage fehlt, fügt er hinzu: »Das entspricht bei Autos einer Inspektionszeit von 60'000 km.«

Da darf mit Recht gesagt werden, dass Sepp Knüsels RigiTrac der Mercedes unter den Traktoren ist. Weniger wegen des Preises, als wegen der Qualität, die Mercedes einmal zur Legende gemacht hat.


Und den RigiTrac auch. 🍷

www.rigitrac.ch

MEINRAD LIENERT

Dichter am Berg

DIE HERKUNFT DER SCHWYZER



Vor langer Zeit begab sich im Lande der Schweden im kalten Norden eine grosse Teuerung, und erwuchs daraus eine greuliche Hungersnot, so dass die Leute gar übel daran waren. Sie wussten sich nicht anders zu helfen, als dass sie einen kleinen Teil des Volkes durch den Beschluss der Landsgemeinde zwangen, das Heimatland zu verlassen.

So zogen ihrer an die fünftausend mit Weib und Kind aus dem mitternächtigen Lande und gelobten sich im Namen Gottes, dass sie sich nie verlassen wollten – im Leben und Sterben. Sie gedachten durch alle Länder bis nach Rom zu ziehen,

58

Schwyz

59

WIR GEBEN DIE SAGE IN DER
VERSION VON 1915 WIEDER

von Meinrad Lienert

denn sie hatten vernommen, dass dort die Sonne beständig am Himmel stehe und dass es statt der eisigen Schneekörner den Leuten süße Früchte auf die Kappen schneie. Ihre Anführer aber waren zwei Brüder, die Swyt und Schej hiessen.

Also zogen sie durch ganz Deutschland und raubten und nahmen alles mit sich, was sie bekommen konnten. Zwar stellten sich ihnen viele Fürsten mit ihren Kriegersleuten entgegen, allein das wandernde Volk hielt sich männlich und schlug so unbändig drein, dass ihm überall der Weg freigegeben werden musste.

Bei diesen schweren Kämpfen verloren aber auch die Stämme Swyts und Schejs gar viel Volk. So kam es, dass sie überall, wo sie hinkamen, offene Pfade fanden, denn die Menschen in den Ländern, die sie durchzogen, hatten allenthalben von ihrer wilden Tapferkeit gehört und blieben vorsorglich in ihren wohlbefestigten Städten und Burgen. Diese aber liess das Wandervolk in Ruhe. Sie wollten nur ihren Weg nach Rom offen haben.

So kamen die Nordleute durch viele hundert deutsche Gaue bis an den grossen Bodensee, wo vor ihnen die hohen Alpen und Schneeberge aufstiegen, die ihnen wie eine ungeheure Mauer den Weg zu versperren schienen.

Doch sie liessen sich nicht aufhalten, umgingen den See, wateten und schwammen durch den Rhein und trieben sich durch rauhe Wälder und über Alpenweiden und blaue Seen, bis sie endlich dahin gelangten, wo heute nahebei, im Tale der Alp, das Salveglöcklein Unserer Lieben Frau zu Einsiedeln ertönt. Unerschrocken brachen sie in die dunklen Urwälder ein, bis sie mit Swyt, ihrem Anführer, aus einem mächtigen Tannenwald heraustraten.

Als das geschah, erblickten sie über sich zwei gewaltige, turmartige Berge und unter sich einen ungeheuren Nebensee, über dem das Schneegebirge schimmerte. Bald darauf begann es

im Dunst des Gewässers zu wallen und zu wogen. Und der Dampf fing an, aus der Tiefe heraufzusteigen und sich aufzulösen. Als das geschehen war, zeigte sich tief unten ein weites, grünes Tal. In dem lagen ein kleiner, blauer Bergsee und ein großer, grüner, um den die Schneeberge herumstanden.

Jetzt stiess Swyt in sein Horn, bis auch sein Bruder Schej mit seinem Volk herbeieilte. Als bald stiegen sie mit all ihren Herden ins Tal hinab und streiften bis an den grünen Bergsee, an dem ein einsamer Mann die Fähre hütete, mit der man über den See und das Schneegebirge nach Rom gelangen konnte.

Obwohl das wandernde Volk ursprünglich vorgehabt hatte, nach Rom zu ziehen, besann es sich jetzt eines andern. Die Anführer schauten nochmals zu den zwei Hakenbergen hinauf, die heute Mythen heissen, dann kehrten sie mit allem Volk zu den grünen Weiden unter die beiden Berge zurück.

Als sie am Fusse der beiden Riesentürme angelangt waren, trieben sie die Speere in den Boden und riefen: „Hier wollen wir wohnen in alle Ewigkeit!“

Also liessen sich Swyt und Schej im Tal nieder mit all ihren Leuten. Als sie dem Lande einen Namen geben sollten, gerieten die beiden Brüder in Streit, weil jeder das Tal nach seinem Namen benennen wollte. Deshalb sagten sie sich voneinander los. Und – so wie sie einander zuvor geliebt hatten, so hassten sie sich jetzt.

Eines Abends, als das Alpenglügen auf den Schneebergen lag, fielen die Brüder mit Schwertern übereinander her und kämpften so lange gegeneinander, bis Schej tot hinsank. So ist es dazu gekommen, dass das ganze Tal nach dem siegreichen Anführer Swyt „das Land Schwyz“ genannt wurde. Danach hat in späterer Zeit die ganze Schweiz ihren Namen erhalten. 🍷

Quelle: Meinrad Lienert, Schweizer Sagen und Heldengeschichten, Stuttgart 1915.

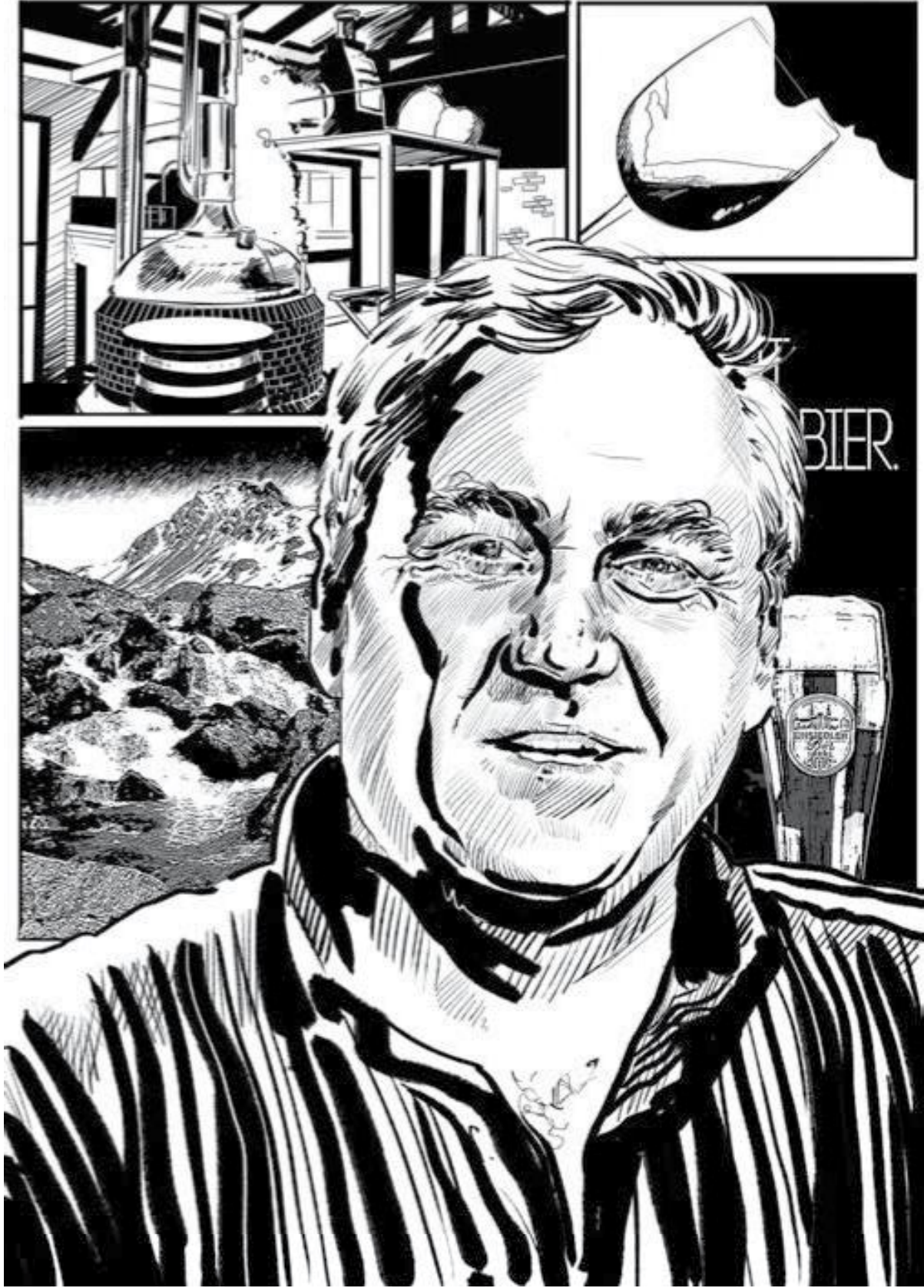
Für www.SAGEN.at korrekturgelesen von Bettina Stelzhammer, Januar 2005.



einsiedeln


*Ried zwischen
St. Meinrad und Egg
FOTO: Stefan Zürrer*







DIE BRAUEN SICH WAS, DIE EINSIEDLER!

62
|
einsiedeln 
|
67

DIE „EINSIEDLER“ BRAUEN FÜR DIE
GESELLIGKEIT – MIT VIELERLEI
GESCHMACKSNOTEN

von Andreas Lukoschik

Wir befinden uns im Jahre 2015 nach Christi Geburt. Ganz Europa wird von zwei Bierkonzernen beherrscht. Ganz Europa? Nein! Ein von unbeugsamen Bierbauern bevölkertes Dorf hört nicht auf, der gelben Übermacht von Carlsberg und Heineken die Stirn zu bieten. Diese Brauer leben und arbeiten in Einsiedeln. Wer indes meint, sie brauten nur ein bisschen vor sich hin, der irrt. Zwei Millionen Liter ihres Bieres bringen sie auf die Tische ihrer Anhänger im ganzen Land – und die verlangen immer mehr.

Alois Gmür, Braumeister und Mitbesitzer der Brauerei Rosengarten, lacht: „Ganz so einfach ist es zwar nicht, aber sie haben schon Recht, dass diese beiden Grossbrauereien alles aufkaufen und verdrängen, was sich ihnen in den Weg stellt.“



Allerdings wir haben seit zehn Jahren unseren Umsatz verdoppelt, weil wir uns von diesen Konzernbieren bewusst und sehr erfolgreich absetzen.“

Das Rezept dafür ist relativ einfach: Die „Fernsehbiere“ – das sind die Marken, die man aus dem Sponsoring von grossen Fussballspielen und Formel-1-Rennen kennt – werden nach industriellen Massstäben gebraut. So schmecken sie auch: Immer gleich. Das preisen die einen als „Qualität“, während die anderen es als langweilig empfinden. Die Einsiedler Brauerei Rosengarten empfindet so wie die Letzten. Und sehen darin ihre Chance: Kleine, feine Biere nach handwerklichen Grundsätzen zu brauen.

Sie haben nämlich beobachtet, dass ihre Kunden eine Alternative zum geschmacklichen Einerlei suchen und dabei – wie in der Küche – sehr viel Wert auf regionale Spezialitäten und Geschmacksunterschiede legen. Beim Wein wundert das keinen. Beim Bier ist das für viele (noch) ungewohnt.

Deshalb haben es sich die Einsiedler auf ihre Flagge geschrieben, regionale Biere zu brauen, die einen eigenen Charakter und einen individuellen Geschmack haben.

Die Berner Hürde

Allerdings gab es bei der Entwicklung solch individueller Biere eine Hürde in Bundesbern zu nehmen. Denn im Parlament wurde eine Vorschrift erlassen, dass nur dann ein Produkt den Kriterien der Swissness genügt, wenn 80 Prozent der Zutaten des Produktes aus der Schweiz sind.

Für einen intensiven Anbau der beiden wichtigen Brau-Zutaten – Gersten und Hopfen – fehlen in der Schweiz allerdings die nötigen Anbauflächen und die Verarbeitungsbetriebe, die aus der Gerste Malz herstellen, weshalb die Brauereien die Rohstoffe dafür importieren müssen. Das Wasser allerdings, das den Löwenanteil des Bieres ausmacht, ist original schweizerisch. Nun ist aber genau das der Haken in der Swissness-Verordnung. Gerade das Wasser ist nämlich als zulässige Zutat aus dieser Swissness-Regel ausgenommen worden.

Die Absicht dahinter ist nachvollziehbar: Die Parlamentarier wollten verhindern, dass Fruchtsaft-Konzentrate aus China importiert

werden, um – mit Schweizer Wasser verdünnt – später als „Schweizer Multivitaminensaft“ angeboten werden können. Diese Regelung ist also durchaus im Sinne der Verbraucher.

Beim Bierbrauen spielt das Wasser aber eine ganz andere Rolle. Es ist kein nachträglich hinzugefügter *Zusatz*, sondern eine essentielle *Zutat* des Herstellungsprozesses: Ohne Wasser lässt sich kein Tropfen Bier brauen. Deshalb sollte Wasser als Zutat beim Brauen als Kriterium für das Swissness-Gütesiegel zugelassen werden. Diesen Sachverhalt hat sich das zuständige Bundesamt von Fachleuten wie Alois Gmür erklären lassen. Das Resultat: Die Beamten haben erkannt, dass an dieser Stelle etwas geändert werden musste.





Artenvielfalt auch im Glas

Inzwischen hat die Einsiedler Brauerei Rosengarten nicht nur mehrere Biere entwickelt, sie ist schweizweit die Brauerei mit dem grössten Anteil an Spezialitätenbieren.

Mehr als 50 Prozent ihrer Biere sind Spezialitäten. Zum Beispiel das *Dinkelbier*. Diese amberfarbene Gerstenkaltschale ist das mildeste der Einsiedler Biere. Es hat einen nur leicht malzigen Geschmack. Sein Bukett erinnert an eine Herbstwiese. Seine mild bittere Würze passt gut zu Gegrilltem.

Das *Maisgold* ist sicher das bekannteste Bier aus der Rosengarten Brauerei. Es duftet nach frischer Seeluft, hat eine feine Perlage und ist mit seiner heiteren Süsse am ehesten mit einem bayrischen Bier zu vergleichen – auch wenn es durch

den Zusatz von 30 Prozent Mais nicht als „nach dem deutschen Reinheitsgebot gebraut“ bezeichnet werden darf. Dennoch spürt der Bierfreund hier am ehesten die bayrischen Wurzeln der Brauereifamilie Gmür.

Der *Schwyzter Bock* ist mit einheimischem Hopfen gebraut. Den baut der Bauer Albert Kündig auf der Sagenmatt in Schwyz an. Das Bock-Bier wurde erstmals 2011 zum Gemeindefest von Schwyz gebraut. Weil die 6000 Liter im Handumdrehen ausgetrunken waren, steht der dunkelgelbe Gerstensaft mit seinem kraftvollen Geschmack und der feinbitteren Note seitdem im Programm der Brauerei Rosengarten.

Seit 2013 brauen die Einsiedler auch ein *Weizenbier*. Es duftet wie ein erfrischender Mairegen und schmeichelt der Zunge mit seiner weichen, bananenähnlichen Süsse. Die dunkelgelbe Farbe ist durch die Hefe naturtrüb. Dieses Bier ist ein guter Feierabendbegleiter.

Der Klassiker der Einsiedler ist ihr Lager. Es duftet würzig nach frischem Brot und hat ein Hopfenbukett nach frischen Nelken.

Der Sympathieeffekt der Handwerksbrauer

Neben der Geschmacksvielfalt haben regionale Biere einen weiteren Vorteil: Der Geniesser weiss, dass dahinter keine Marketingabteilung steckt, die ihre Kundschaft als Zahlenmasse zur Kenntnis nimmt. Er weiss überdies, dass sein Getränk aus einem Einsiedler Familienunternehmen kommt, das in der Region verwurzelt ist und seine Kunden kennt.

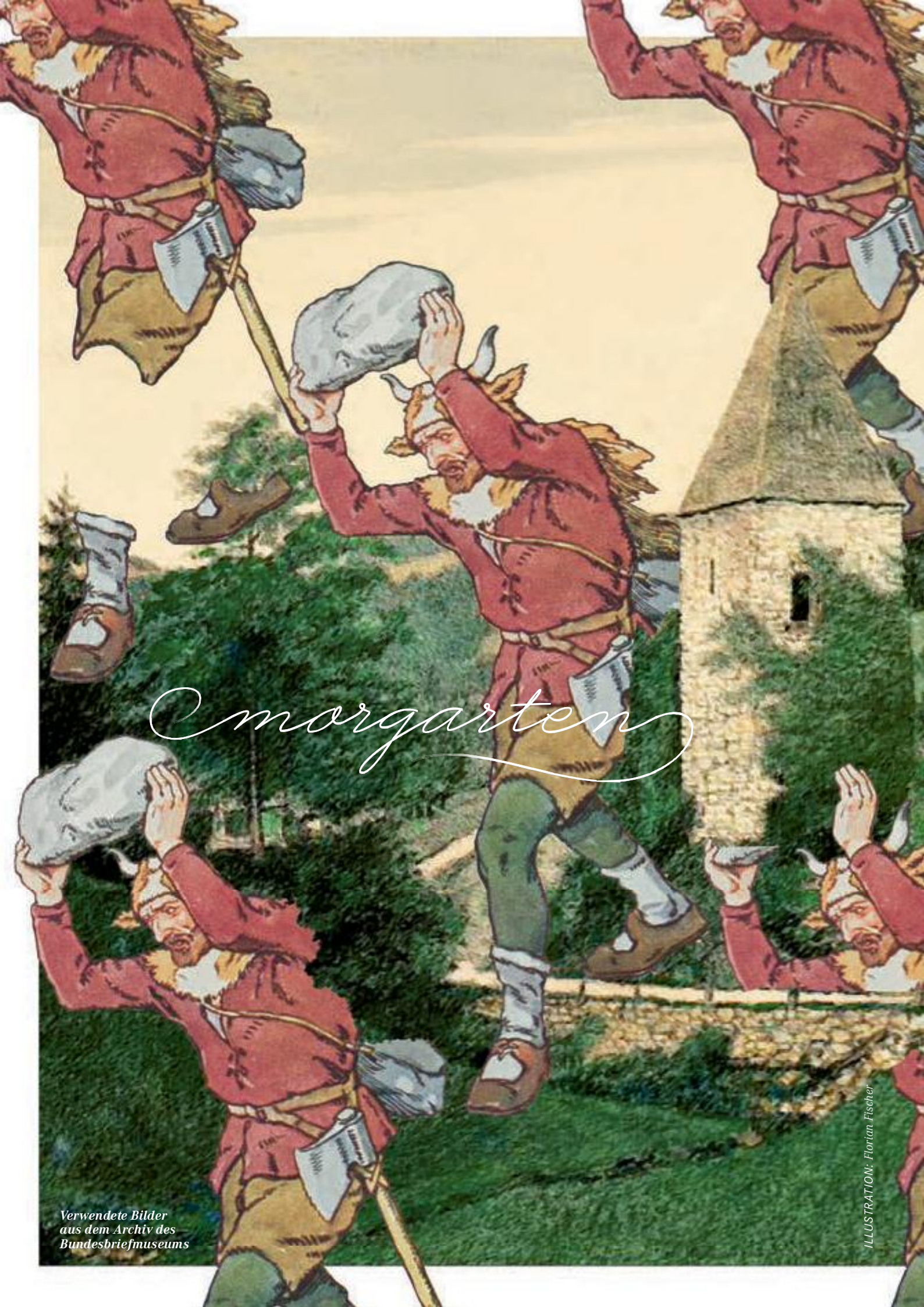
Das ist kein Reklame-Gesäusel, sondern bei den Gmürs wohlthuend praktische Wirklichkeit. Die Familie betreibt neben der Brauerei einen stattlichen Getränkemarkt, eine florierende Eventabteilung und fünf Gaststätten. Sie muss deshalb keine externen Marktanalysen in Auftrag geben, sondern erlebt vor Ort, was ihre Gäste wollen. Aus diesen Beobachtungen sind die fünf Spezialitätenbiere entstanden – und werden weitere entstehen. Denn „alle drei bis vier Jahre bringen wir ein neues Bier heraus“, so Alois Gmür. Dadurch wird das Bukett an Bieren unterschiedlichen Geschmacks stets reichhaltiger.

Das hat auch einen touristischen Mehrwert: Wenn man auf dem Stoos oder im Alpthal unterwegs ist und dann dort ein einheimisch schwyzerisches Bier ziehen kann, erlebt man die Schönheiten der Region gleich mit anderen Augen – weil man sie auch schmeckt. Weintrinker handeln schon lange danach. Schwyzer Biertrinker inzwischen auch.

Der Vergleich mit Weintrinkern ist übrigens nicht an den Haaren herbeigezogen, sondern ein wichtiger Orientierungspunkt für Gmür gewesen. Denn der Schweizer ist eher ein Weintrinker. Im Vergleich mit seinen bajuwarischen Nachbarn trinkt er zum Beispiel nur ein Viertel der Menge, die der Bayer an Bier unter seinem Sepplhut unterbringt.

Die Weinliebe des Schweizers ist angesichts der guten Tropfen zwar verständlich, doch sollte jeder Weinliebhaber wissen, weshalb er hin und wieder zum Bier greifen sollte: Erstens hat Bier weniger Kalorien als Wein! (Weil Bier weniger Alkohol als Wein enthält.) Und zweitens ist Bier basisch und damit ein guter Ausgleich zum Wein, der viel Säure enthält. Angesichts einer Ernährung, die ohnehin zum Säuren neigt, sorgt ein Bier für die basische Balance.

In diesem Sinne: Prost! 🍷



Margarten

Verwendete Bilder
aus dem Archiv des
Bundesbriefmuseums

ILLUSTRATION: Florian Fischer





DIE MUNGGEN- STALDER

70
—
Morgarten
—
73

DER COMIC ZUM
„KLOSTERSTURM“
UND ZUR „SCHLACHT
AM MORGARTEN“

von Andreas Lukoschik

Wir schreiben das Jahr 1313. Ganz Einsiedeln liegt in friedlicher Ruh ... Ganz Einsiedeln? Nein! Ein von unbeugsamen Schwyzern bevölkertes Dorf hört nicht auf, klösterliche Wälder zu roden und immer mehr Schwyzer Bauern eine Heimstatt zu bieten. Ein Rechtsbruch, der mächtigen Ärger am Horizont aufziehen lässt.

Aber das stört Chrigi, das Prachtbild eines Innerschwyzers Brockens, überhaupt nicht. Er gewinnt jeden Schwinget im Handumdrehen und sieht die Welt



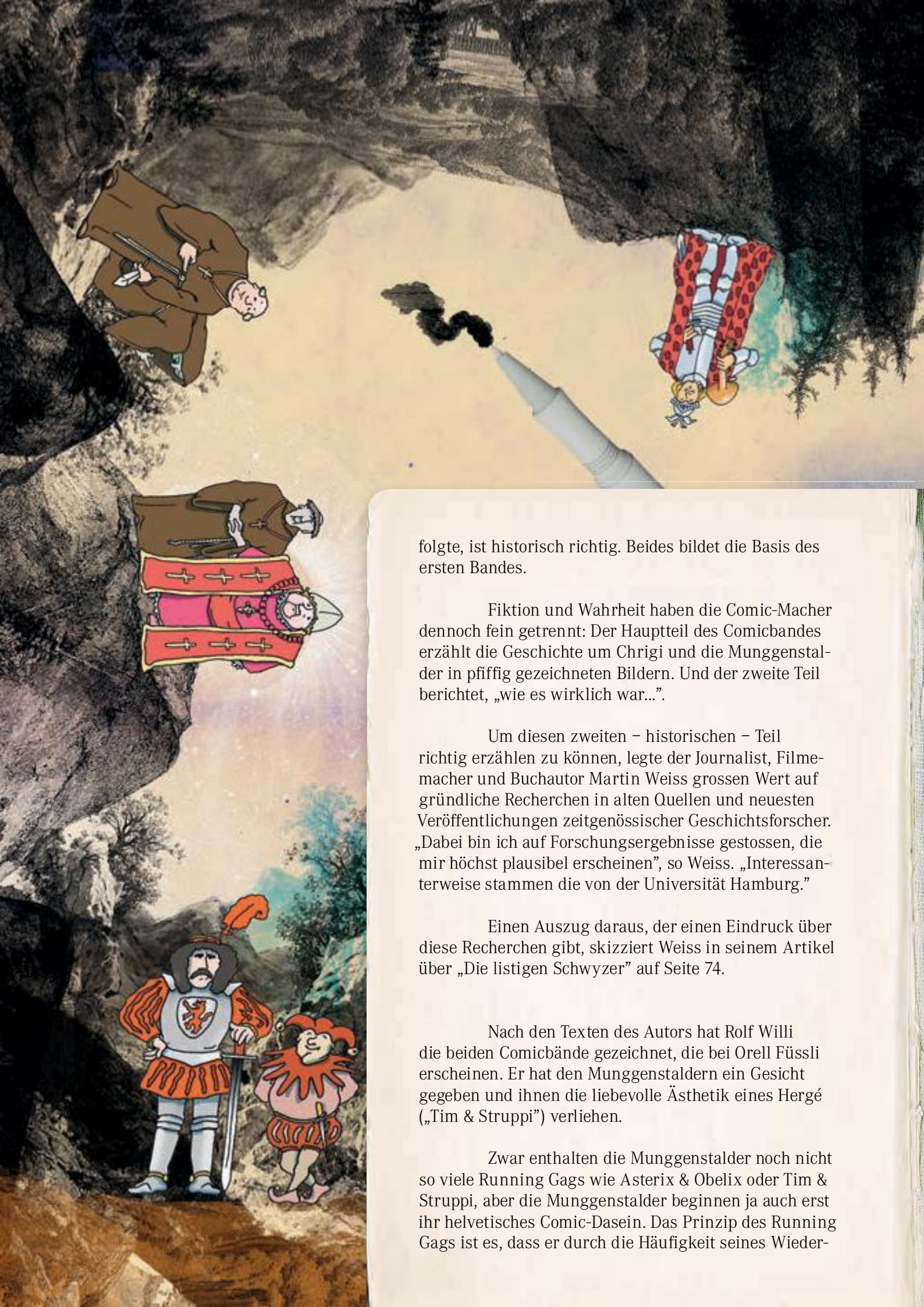
entsprechend unkompliziert. Ebenso wie Annekäthy, seine Pippi-Langstrumpf-freche Freundin, die kräuterkundig die rauflustigen Recken des Dorfes immer wieder mit ihrer legendären Munggensalbe aufbaut. Den 15jährigen Köbi freut der dräuende Ärger sogar, ist so doch endlich mal was los im verschlafenen Munggenstalden, das im Schatten der Grossen Mythen vor sich hindämmert und dort angesiedelt sein könnte, wo heute Bruni im Alpthal liegt.

So beginnt die Geschichte um die „Munggenstalder“, die zwar waschechte Schwyzer sind, aber eindeutig Ähnlichkeiten mit ihren gallischen Kollegen aufweisen, deren Namen auf -ix enden.

Die Munggenstalder sind jedoch keine helvetische Käsefondue-Variante nach dem Rezept von „Asterix & Obelix“, sondern eine unabhängige Eigenproduktion, für die das Medium „Comic“ gewählt worden ist, um die Geschichte der sich anbahnenden Eidgenossenschaft zu illustrieren. Weil es rund um den Einsiedler Klostersturm, den Marchenstreit und die Schlacht am Morgarten einige historische Ungereimtheiten gibt, haben sich die beiden Macher – Martin Weiss und Rolf Willi – aufgemacht, die Begebenheiten anhand eines erfundenen Dörfchens im Alpthal ins richtige Licht zu setzen.

Die Munggenstalder sind frei erfunden, die historische Verankerung der Story jedoch stimmt. Jeder Schwyzer weiss das natürlich. Dennoch sei hier in Erinnerung gerufen, dass am 6. Januar 1314 ein Klostersturm stattgefunden hat, bei dem mehrere Mönche als Gefangene nach Schwyz verfrachtet wurden. Auch der nachfolgende Kirchenbann, der dem Ereignis als Strafe





folgte, ist historisch richtig. Beides bildet die Basis des ersten Bandes.

Fiktion und Wahrheit haben die Comic-Macher dennoch fein getrennt: Der Hauptteil des Comicbandes erzählt die Geschichte um Chrigi und die Munggenstalter in pfiffig gezeichneten Bildern. Und der zweite Teil berichtet, „wie es wirklich war...“.

Um diesen zweiten – historischen – Teil richtig erzählen zu können, legte der Journalist, Filmemacher und Buchautor Martin Weiss grossen Wert auf gründliche Recherchen in alten Quellen und neuesten Veröffentlichungen zeitgenössischer Geschichtsforscher. „Dabei bin ich auf Forschungsergebnisse gestossen, die mir höchst plausibel erscheinen“, so Weiss. „Interessanterweise stammen die von der Universität Hamburg.“

Einen Auszug daraus, der einen Eindruck über diese Recherchen gibt, skizziert Weiss in seinem Artikel über „Die listigen Schwyzer“ auf Seite 74.

Nach den Texten des Autors hat Rolf Willi die beiden Comicbände gezeichnet, die bei Orell Füssli erscheinen. Er hat den Munggenstaldern ein Gesicht gegeben und ihnen die liebevolle Ästhetik eines Hergé („Tim & Struppi“) verliehen.

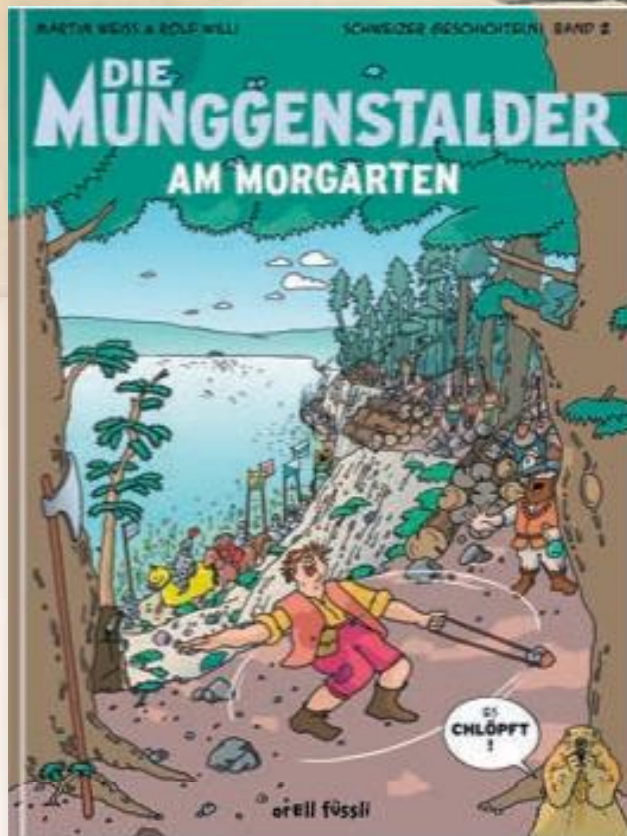
Zwar enthalten die Munggenstalter noch nicht so viele Running Gags wie Asterix & Obelix oder Tim & Struppi, aber die Munggenstalter beginnen ja auch erst ihr helvetisches Comic-Dasein. Das Prinzip des Running Gags ist es, dass er durch die Häufigkeit seines Wieder-

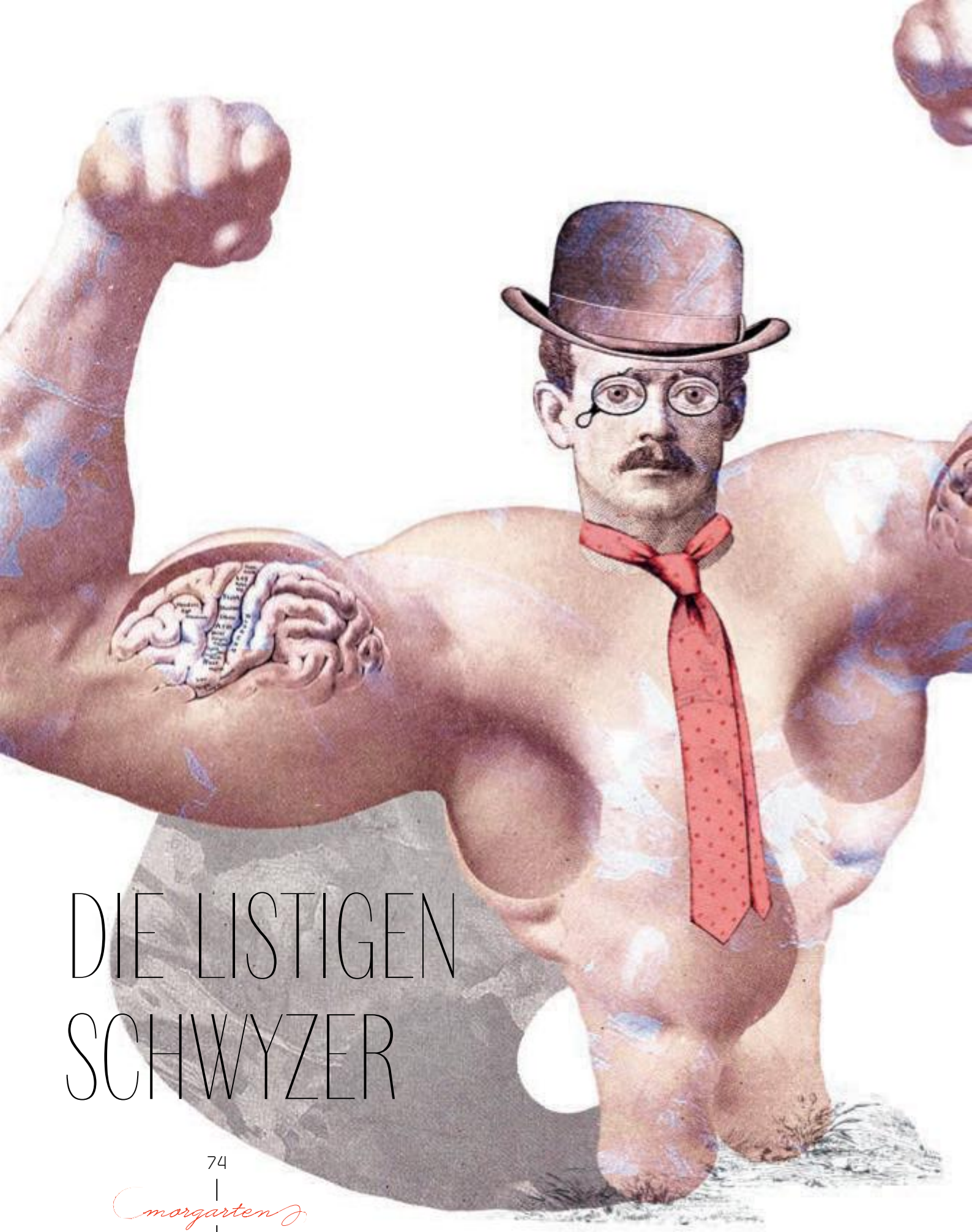
auftauchens zum Gag wird. Dazu werden die liebenswerten Munggenstalder noch viele Gelegenheiten bekommen, sind doch Geschichten bis zum Band 6 konzipiert, der sich den Ereignissen rund um Huldreich Zwingli zur Zeit der Reformation widmen wird.

Aber zurück zum vorliegenden. In Band 1 geht es um den „Klostersturm“, der auch historisch die Vorgeschichte für Band 2 ist, der sich voll und ganz dem Thema Morgarten widmet.

Darin ist zu sehen, wie sich die hehren Recken Habsburgs in Zug sammeln, ehe sie sich auf den Weg den Ägerisee entlang nach Sattel machen, um den Waldstättern eine Lektion zu erteilen. Ein Plan, der ganz anders wahr wird, als sich die hohen Herren das vorgestellt hatten. Denn auch die Munggenstalder haben sich zur Lagebesprechung getroffen, bei der ebenfalls ein Plan geschmiedet wird.

Die „Schlacht am Morgarten“ nimmt also ihren Lauf. Live und so pfiffig in Szene gesetzt, dass der Eindruck entsteht, der Comic sei die Vorarbeit zu einem entsprechenden Film. Wer weiss: Geschichten um Geschichte haben zur Zeit rege Konjunktur. 🍷





DIE LISTIGEN SCHWYZER

74

Margarten

77



WISSENSCHAFT KOLPORTIERT
STETS NUR DEN LETZTEN STAND
DES IRRTUMS –
GEDANKEN VOM AUTOR DES
COMICS „MUNGGENSTALDEN“

von Martin Weiss

Laudegen, regelrechte Berserker sollen die Schwyzer gewesen sein. Nachzulesen im Comic Band 1 mit dem Titel „Klostersturm“. Der Comic, der vom Genre her dem Humor und nicht der strengen Wissenschaft verpflichtet ist, übertreibt da keineswegs: In der Dreikönigsnacht 1314 flogen in Einsiedeln die Fetzen: Bücher und Dokumente des Stifts wurden verbrannt, die Kirche geschändet, Dutzende von Mönchen gefangen genommen. Eineinhalb Jahre später kam es am Morgarten zu einem Gemetzel. Folgerichtig fliegen im Band 2 die hochgerüsteten Herren gleich reihenweise durch die Lüfte – ganz ohne „potion magique“! Schliesslich waren die Schwyzer von

Natur aus mit viel Testosteron gesegnete Brocken und entsprechend gefragte Söldner. Aber angepasst: Harte Schale, weicher Kern!

Die Schwyzer kämpften auch auf dem politischen Parkett erfolgreich. Dies zeigt sich, wenn man in den Quellen tiefer gräbt, als dies Roger Sablonier in seinem Buch „Gründungszeit ohne Eidgenossen“ gemacht hat. Darin behauptet der Historiker, nicht das Volk, sondern reiche und mächtige Leute aus der Oberschicht hätten die Fäden im Vorfeld der jungen Eidgenossenschaft gezogen. Eine aristokratiefreundliche Sichtweise, die unsere Helden in Munggenstalden sicher weit von sich gewiesen hätten: Ad fontes! hätte Flade-xaver, der Dorfpoet, wohl gesagt. Seht euch die alten Schriftstücke an: Das Volk war bei den politischen Entscheiden sehr wohl dabei!

Blick durch das Fernrohr

Mitunter tut der Blick durch ein Fernrohr gut, zum Beispiel vom weit entfernten Hamburg aus.

Eike Hinz, Professor für Kulturgeschichte an der dortigen Universität, hat sämtliche Dokumente aus der Frühgeschichte der Alten Eidgenossenschaft nochmals genau analysiert und – sozusagen als Widerrede gegen Sablonier – aufgezeigt: Bereits im 13. Jahrhundert haben die „Landlute von Schwyz“ Versammlungen abgehalten und gemeinsam Beschlüsse gefasst. 1282 zum Beispiel wurde in der Kirche von Schwyz der Verkauf eines Stücks Land im Münstertal, heute Iberg, verhandelt. Wörtlich heisst es im Beschluss:

Wir die Landleute von Schwyz künden (...) dass wir alle Ansprüche und alle Rechte an dem Gut Jessinen, das im Münstertal liegt, Konrad dem Hunnen zum Kauf gegeben haben für zehn Pfund und für die Arbeit, die er für uns und die Selbstachtung des Landes geleistet hat.

Unterschrieben haben den Beschluss vier Ammänner – Rudolf Stauffacher, Chuonrat ab Iberg, Ulrich der Schmid, Werni von Sewa – sowie 46 Leute aus dem Volk, darunter Heinrich der Schmid, Peter Zuokäse und Peter Brunning, alles keine Aristokraten. Dass die Versammlung in der Kirche abgehalten wurde, lässt darauf schliessen, dass noch mehr Leute anwesend waren. Klar ging

es hier nur um einen Landverkauf. Trotzdem zeigt das Dokument, dass es damals bereits so etwas wie Selbstorganisation und Mitbestimmung gab.

Der klare Verstand seiner Majestät

Stimmberechtigt waren Männer ab 14 Jahren und zwar nicht nur Freie, sondern auch Unfreie. Obwohl die Schwyzer diese Regel selber festgelegt hatten, war sie ihnen offenbar auf Dauer nicht geheuer. Theoretisch konnte so auch ein Leibeigener Amman und Richter werden, mit der Gefahr, dass dieser dann die Anliegen seines „Chefs“ vertreten würde. Die Schwyzer – listig und clever – rangen König Rudolf I., als dieser in Baden weilte, deshalb folgendes Zugeständnis ab:

Es erscheint unserem klaren Verstand als unpassend, dass jemand, der Leibeigener ist, euch als Landammann oder Richter gegeben werde. (...) Unter Bezeugung des vorliegenden Briefes, den wir mit dem Siegel unserer Majestät bekräftigen, ausgestellt in Baden im Jahr des Herrn 1291, im 18. Regierungsjahr.

Offenbar gab es gleichlautende Briefe auch für Uri und Unterwalden. Einzig das Originaldokument für Schwyz blieb jedoch erhalten, es liegt im Staatsarchiv Schwyz.

Kein Landverkauf an Klöster

Aufschlussreich ist auch die Landsgemeinde, die 1294, also drei Jahre nach Abfassen des Bundesbriefs, in Schwyz stattfand. Hier sind zwei Beschlüsse bedeutsam, weil sie die Funktion der Landsgemeinde sowohl als Rechtsaufsicht als auch als Gesetzgeber aufzeigt:

Die Landleute von Schwyz setzen eidlich fest: Niemand soll liegendes Gut an ein Kloster im Land verkaufen oder schenken. (...) Klöster, die nicht an die Steuer beitragen, sind vom Genuss der Gemeingüter ausgeschlossen.

Das Verbot, Klöstern Land zu schenken, ist brisant. Zum einen richtet es sich gegen die Gewohnheit der adligen Familien, beim Klostertritt eines Sprösslings dessen lebenslange „Unterhaltskosten“ in Form von Land zu entschädigen. Oft schenkten Adlige den Klöstern auch Land, um so den Besitz langfristig zu sichern, zumal sie das Land nach Bedarf wieder zurückholen konnten. Die Expansion der klösterlichen Territorien war damit programmiert und führte – siehe Einsiedeln und Marchenstreit – zu einer zunehmenden Bedrängnis der lokalen Bauern. Zum andern war das Verbot auch ein strategisches Instrument: Damit wurde die Einflussnahme der klösterlichen Schirmvögte – in der Regel die Habsburger oder von ihnen beauftragte Vögte – eingedämmt.

Von Selbstbewusstsein zeugt der zweite Beschluss: Auch die Klöster müssen Steuern zahlen. Tun sie dies nicht, werden sie vom „Niessbrauch der umweltlichen Ressourcen wie Wasser, Feuerholz und Weiderecht“ ausgeschlossen.

Harte Bandagen. Und brillante Entscheidung. Denn auch wenn die Erlasse vordergründig land- und steuerrechtliche Fragen betrafen, ging es im Kern um politische Beschlüsse, mit denen die Schwyzer massgeblich in das bestehende Machtgefüge eingriffen.

Daraus abzuleiten, die Schwyzer hätten die Demokratie erfunden, wäre verfehlt. Auch in Uri, im Haslital, im Bleniotal und an zahlreichen anderen Orten gab es vergleichbare Versammlungen, die man – aus heutiger Sicht – allenfalls als Frühformen demokratischer Strukturen lesen kann. Sicher ist, dass die „Landlute“ an den politischen Prozessen beteiligt waren. Und naheliegend ist, dass es vornehmlich lese- und schreibkundige Volksvertreter waren, die jeweils die rechtlich stichhaltigen Formulierungen lieferten. Leute wie Werner Stauffacher aus Steinen oder die von Attinghausen in Uri. Aber auch sie wurden gewählt, vom Volk, an den Landsgemeinden.

Das Pferd der Nonnen von Steinen

Dass die Schwyzer ihre Beschlüsse auch umzusetzen wussten, zeigt das Beispiel von Steinen: Da das dortige Zisterzienser Stift die Steuern nicht bezahlen wollte, nahmen Rudolf von Stauffacher und Werner von Seewen kurzerhand ein Pferd aus dem klösterlichen Besitz als Pfand. König Albrechts Gemahlin, Elisabeth von Habsburg, wandte sich daraufhin in einem Brief an die „umsichtigen und taktvollen Männer, Amtspersonen und Ammänner der gesamten Landsgemeinde (!) von Schwyz“ und schrieb 1299: „Ich wünsche mir dies Pferd zurückgegeben zu wissen.“

Aegidius Tschudi, dem wir diese Episode verdanken, fügt hinzu, König Albrecht habe danach die Beschwerde der Landleute angehört und die Besteuerung des Klosters für rechtens befunden. Das Pferd wurde den Nonnen zurückerstattet und fortan zahlte das Kloster die Abgaben. Eine Anekdote? Ja, aber auch ein wunderbares Kabinettstück in Sachen Diplomatie. Und dies in einer Zeit, als Albrecht wohl Wichtigeres zu tun hatte, als sich um ein Pferd in der hintersten Ecke des Alpenlandes zu kümmern. 🐾

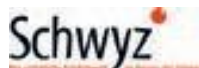




HAUPTSPONSOREN



SPONSOREN



Mattig-Suter und Partner Schwyz Treuhand- und Revisionsgesellschaft



SCHWYZER KANTONALBANK · Schwyz | SWISSLOS · Lotteriefonds | SWISS CASINOS PFÄFFIKON ZÜRICHSEE · Spielcasino · Pfäffikon | ADVISE TREUHAND AG · Region Zürich · Pfäffikon – Zug – Meilen | CHRISTEN AG · Bauunternehmung, Gartenbau, Transporte, Immobilien · Küssnacht am Rigi | CONVISA AG · Unternehmens-, Steuer- und Rechtsberatung · Schwyz, Pfäffikon, Altdorf | ELEKTRIZITÄTSWERK SCHWYZ AG · Schwyz | MAX FELCHLIN AG · Konditorei-Halbfabrikate · Schwyz | GARAVENTA AG · Maschinenbau · Goldau | GUTENBERG DRUCK AG · Grafik, Print, Mailing · Lachen | KOST HOLZBAU AG · Küssnacht | MIT GROUP · ICT-Totalunternehmung · Wollerau | NEUROTH-HÖRCENTER AG · Hörgeräteakustik · Steinhausen | PROMAN AG · Projektmanagement im Petrochemischen Anlagenbau · Wollerau | SCHILLIGER HOLZ AG · Küssnacht, Perlen, Volgelsheim | STEINEL SOLUTIONS AG · Elektronikentwicklung und Produktion · Einsiedeln | SCHWYZ TOURISMUS · Schwyz | THERMOPLAN · Swiss Quality Coffee Equipment · Weggis | TREUHAND- UND REVISIONSGESELLSCHAFT MATTIG-SUTER UND PARTNER · Steuerberatung und Wirtschaftsprüfung · Schwyz | VICTORINOX AG · Ibach-Schwyz |

*Hier bekommen sie das Y Mag
- gratis -*

S C H W Y Z

KANTONALE VERWALTUNG SCHWYZ
Bahnhofstr. 15
6431 Schwyz

LANDGASTHOF ADLER
Kapellmatt 1
6436 Ried-Muotathal

MATTIG-SUTER UND PARTNER
Bahnhofstr. 28
6431 Schwyz

ERLEBNISWELT MUOTATHAL
Balm
6436 Muotathal

GABRIELE BATLOGG,
PRIVATKOCHSCHULE
Maihof
6430 Schwyz

RESTAURANT ADELBODEN
Schlagstrasse
6422 Steinen

RESTAURANT KAISERSTOCK
Kapellmatt 1
6452 Riemenstalden

AESKULAP KLINIK, Empfang
Gersauerstrasse 8
6440 Brunnen

PÄDAGOGISCHE HOCHSCHULE
Zaystr. 42
6410 Goldau

TIERPARK GOLDAU
Parkstr.40
6410 Goldau

MAX FELCHLIN AG
Gotthardstr. 13
6438 Ibach

CONVISA AG
Herrengasse 14
6431 Schwyz

VICTORINOX AG
Schmiedgasse 57
6438 Ibach

GASTHAUS PLUSPUNKT
Rosengartenstr. 23
6440 Brunnen

BSS ARCHITEKTEN AG SCHWYZ
Palais Friedberg
Herrengasse 41
6430 Schwyz

HAUG CAFÉ
Postplatz 4
6430 Schwyz

KANTONSBIBLIOTHEK SCHWYZ
Rickenbachstr. 24
6431 Schwyz

SCHWYZ TOURISMUS
Zeughausstrasse 10
6430 Schwyz

M A R C H

DR.WYRSCH
Gässlistr. 17
8856 Tuggen

GUTENBERG DRUCK AG
Im Sagenriet 7
8853 Lachen

MEDIOTHEK LACHEN
Seestrasse 20
8853 Lachen

SPIEL- UND LÄSELADE LACHEN
Kreuzplatz 6
8853 Lachen

H Ö F E

ZUM ADLER HURDEN
Hurdnerstr. 143
8640 Hurden

MATTIG-SUTER UND PARTNER
Bahnhofstr. 3
8808 Pfäffikon

SEEDAMM PLAZA
Seedammstrasse 3
8808 Pfäffikon

VÖGELE KULTUR ZENTRUM
Gwattstr. 14
8808 Pfäffikon

PANORAMA RESORT & SPA
Schönfeldstr.
8835 Feusisberg

CONVISA AG
Eichenstr. 2
8808 Pfäffikon

SWISS CASINOS
PFÄFFIKON-ZÜRICHSEE AG
Seedammstr. 3
8808 Pfäffikon

K Ü S S N A C H T

THEATER DUO FISCHBACH
Kelmattstr. 22
6403 Küssnacht

KOST HOLZBAU
Industrie Fänn Ost
6403 Küssnacht am Rigi

KÜSSNACHTER DORFKÄSEREI
Greppenstr. 57
6403 Küssnacht

G E R S A U

SCHULHAUS SUNNÄFANG
Schulhausplatz 10
6442 Gersau

KULTURWERK.CH
Altes Rathaus
6442 Gersau

E I N S I E D E L N

KLOSTERLADEN
KLOSTER EINSIEDELN
8840 Einsiedeln

BÜRGI BUREHOF
Euthalerstr. 29
8844 Euthal

BEZIRKSVERWALTUNG
EINSIEDELN
Hauptstrasse 78
8840 Einsiedeln

EINSIEDELN TOURISMUS
Hauptstrasse 85
8840 Einsiedeln

BENZIGER BUCHHANDLUNG
Klosterplatz
8840 Einsiedeln

D A R Ü B E R H I N A U S

An allen Filialen der
SCHWYZER KANTONALBANK

THERMOPLAN AG
Röhrlistrasse 22
6353 Weggis

ADVISE TREUHAND AG
Seestrasse 409
8706 Meilen





*the
region
of*